

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339361](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339361)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der Pfarrer und der Steinklopfer.

Ein Pfarrer ging am warmen Frühlingstag
Hinaus auf's Feld. Der Segen Gottes lag
In reicher Fülle prangend überall
Auf Wief' und Flur und Baum, auf Berg
und Thal.

Doch alles Frühlingsprangen rings umher,
Es macht dem Pfarrherrn nur das Herze schwer.

„Ach,“ seufzt' er, „Alles keimt und sproßt und
treibt,

„Kein Gras, kein Blümlein, das dahinten bleibt,

„Und nur auf meinem eignen Arbeitsfeld,

„Da ist's noch elend, jämmerlich bestellt.

„In der Gemeinde, die mir Gott vertraut,

„Hört man noch keinen geist'gen Frühlingslaut,

„Die Sinne stumpf, die Herzen kalt und todt,

„Nur Winternacht, kein glänzend Morgenroth.

„Wo liegt die Schuld? Studir' ich doch mit
Fleiß

„Gebwede Predigt, est in saurem Schweiß,

„Und lern' sie brav und rede mit Gewalt;

„Aufmerksam ist am Sonntag Jung und Alt.

„Des Nachmittags dann in der Kinderlehr,

„Wie tüchtig nehm' ich da die Jugend her,

„Sag', was sie thun und was sie lassen soll,

„Und bin der weissen Lehr' und Rede voll.

„Auch auf dem Rathhaus hat's den rechten
Laut.

„Ist einer krank, ich such' ihn alsbald auf;

„Gott ist mein Zeuge, wie ich's redlich mein',

„Und doch will nirgends eine Frucht gebeih'n,

„Und in den Herzen hier, den steinern kalten,

„Bleibt leider Alles nach wie vor beim Alten!“

Und wie der Pfarrherr also seufzend denkt,

Entlang der Straße seine Schritte lenkt,

Sieht er am Graben einen Alten stehn,

Der Sonntags in der Kirche stets zu sehn,

Am Werktag aber frisch die Arme regt

Und für den Straßenbau die Steine schlägt.

Und weil sein Rücken war vom Büden müd,

War er zu seiner Arbeit hingekniet.

„Grüß Gott, Herr Pfarrer!“ „Danke, lieber

Mann,

„Geh't's allweil ordentlich?“ „Ja, ja, es geht

schon an.“

„Ach, Ihr habt's eben gut,“ der Pfarrer

spricht,

Und schaut dem fleiß'gen Alten in's Gesicht;

„So hab' ich's nicht!“ „Ei,“ sprach der greise

Mann,

Und sah den Pfarrer höchst verwundert an,

„Ich will ja über mein Geschick nicht klagen,

„Zedoch, Herr Pfarrer, muß ich ehrlich sagen,

„Von dieses Erdenlebens Arbeitsmüß'

„Hab ich erklecklich mehr getriegt als Sie.“

„Mag sein,“ der Pfarrer spricht, „doch saget an:

„Acht Jahr schon hab' ich hier mein Werk gethan,

„In Kirche, Schule, fast in jedem Haus,

„Und doch, und doch — kommt nichts dabei heraus.

„Doch Ihr, von Stund zu Stund, von Tag zu Tag,

„Seht was Ihr schafft mit Eures Hammers

Schlag;

„Und wenn Ihr Abends vom Geschäft aufsteht,

„Zum Feierabend froh nach Hause geht,

„So liegt am Weg ein schöner Haufen Stein',

„Den Ihr geschlagen mit dem Hammer klein.

„So möcht' ich's auch, möcht' sehn, was ich ge-

schafft,

„Das gäb' dann auch zum Weitermachen Kraft!“ —

Da zuckt ein stilles Lächeln durch's Gesicht

Des Steinschlägers, der zum Pfarrer spricht:

„Herr Pfarrer, wollt' ich stehen zum Geschäft,

„Das ginge bald mir über meine Kräft',

„Und von dem tagelangen harten Büden

„Brüch' bald entzwei mein armer alter Rücken.

„Drum, daß ich mich nicht über Kraft muß

mühen,

„Sehn Sie, so arbeit' ich auf meinen

Knieen.

„Und nun, wie ist's, Herr Pfarrer, mit Ver-

gunst,

„Thun Sie das auch? Herr, darin liegt

die Kunst!“

— Lang steht der Pfarrer sinnend da und schweigt,

Die Lippe zuckt, das Auge wird ihm feucht.

Dann spricht bewegt er: „Alter, Eure Hand!

„Euch hat der Herr im Himmel mir gesandt:

„Knien, betend wirken, daran ließ ich's fehlen,

„Drum durft' ich noch so wenig Früchte zählen.

„Ihr lehret michs, daß ich die Kniee beuge;

„Fortan geschieht's, und Gott der Herr ist

Zeuge!“ . . .

Der Pfarrer that's. Bald war der Winter aus,

Und Frühling ward's, in Kirche, Schul und Haus.

Es brach das Eis, der Gnade Sonnenschein,

Der wallt in goldnen Strömen voll herein.

Ein Geistesfrühling kam, ein Gotteswehen,

Ein Sprossen, Blüten, Wachsen, Auferstehen:

Was auf den Knieen ausgefäet war,

Lag bald als Garbe auf des Herrn Altar!

Der Gewissenskampf.

Zur Zeit einer Theuerung war große Noth in der Familie eines amerikanischen Ansiedlers am Johnslusse. Das letzte Brod war aufgezehrt, Kinder und Eltern hungerten; zu verkaufen hatten sie auch nichts, um vom Erlds sich Frucht zu verschaffen, und vergebens hatte der Vater bis zur nächsten Ernte zu borgen gesucht. Obwohl sonst ein gottesfürchtiger Mann, ließ er sich durch die Noth der Seinigen dazu bringen, daß er sich, nach hartem Kampfe zwar, entschloß, in das Haus eines reichen Gutsbesizers einzubrechen. Bei diesem war er auch gewesen, um Korn zu borgen, war aber von ihm, sowie von Andern, abgewiesen worden. Der sonst menschenfreundliche Mann hatte ihm auf seine bittende Anfrage bemerkt, er habe für näher wohnende Nachbarn zuerst zu sorgen.

Der arme, verlassene Ansiedler machte sich in der Nacht auf den Weg nach dem Wohngebäude des bemittelten Gutsbesizers. Solche Wege war er noch niemals gegangen, und jeder Schritt wurde ihm schwer. Oft stand er stille und dachte: „Du kehrt um; lieber hungern als stehlen! — Aber — aber — dein Weib, deine Kinder! sollen die Hungers sterben, und in dem Hause dort liegt Korn im Ueberfluß!“ Der Gedanke an die hungernen Seinen trieb ihn vorwärts; er erreichte das geräumige Gehöfte, stieg auf den Speicher und fing an, den mitgebrachten Sack zu füllen. Doch mitten in der Arbeit, der sündigen, hielt er wieder inne; es kämpfte gewaltig in seiner hochgehobenen Brust. „Laß es!“ mahnte ihn der Geist Gottes. „Aber meine Kinder!“ entgegnete das Vaterherz; „du thust es ja für sie, nicht für dich!“ Dies gab das Uebergewicht, und, obgleich immer wieder zögernd, füllte der Unglückliche endlich den Sack und band ihn zu. Statt ihn aber eiligst fortzutragen, stand er auf's Neue in innerlichem Kampfe neben dem Sack, die Hand darauf gelegt. Jetzt sah er aufwärts, jetzt auf den Sack; da, plötzlich, ermannte er sich durch den stärkenden glaubigen Gedanken an Gott, riß eilig den Sack wieder auf, schüttete das Korn aus und ging mit dem leeren Sack von bannen, indem er laut vor sich hin sagte: „Ich will noch einen Tag auf die Hülfe des Herrn harren!“

Aber keinen Tag mehr hatte der Unglückliche zu harren. Er war bemerkt worden, als er an dem Fruchthause eine Stelle zum Einsteigen zu erspähen suchte, und der Gutsherr war mit einem Knecht noch vor ihm auf den Speicher geeilt, hatte hier, beim Mondschein, das ganze Benehmen des Mannes beobachtet, sein Zögern und Kämpfen mit angesehen und seine letzten, lauten

Worte gehört. Er ließ ihn ungehindert fortziehen, denn sein Plan war schon gefaßt, und der sollte gleich mit dem grauenenden Morgen ausgeführt werden.

Auf sein Geheiß wurde der armen hungerleidenden Familie ein großer Sack voll Korn gebracht, und der überbringende Knecht sagte dabei, im Auftrag und im Namen seines Herrn, daß, wenn das geschickte Korn alle sei, wieder frisches geholt werden dürfe bis zur bevorstehenden Ernte. So waren denn die Armen bis dorthin der Nahrungsorgen enthoben.

Noth, sagt man sonst, hat kein Gebot; hier aber heißt's: Noth hat Ein Gebot, nämlich das des Gewissens.

Ehre Vater und Mutter!

Der Mensch ist des Glückes bedürftig. Die Welt flüstert ihm ins Ohr: Um glücklich zu sein, braucht man vor Allem Geld, denn mit Geld kann man jeglichen Wunsch, jegliches Verlangen stillen.

Alle jagen dem Glücke nach, wo aber findet man die wahrhaft Glücklichen? Sogar diejenigen, welche glücklich scheinen, sind es nicht. Wenn man die Herzen genau prüft, so findet man schmerzliche Enttäuschungen, Mißmuth und Unzufriedenheit.

Und dennoch sind wir zum Glücke berufen; der liebe Gott will uns glücklich machen, nicht nur erst in der Ewigkeit, sondern schon im Erdenleben. Allein, während die Welt das Glück sieht in Geld und Gut und glänzendem äußerlichen Vortheil, weist Gott uns den Weg dazu in der Befolgung seiner Gebote, und ganz besonders desjenigen: „Ehre Vater und Mutter!“

„Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat: Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!“

Sollte denn das Lebensglück von der Befolgung dieses Gebotes abhängen, welchem man, allgemein, so wenig Wichtigkeit beilegt? Ja, und eben weil es nicht gewissenhaft beachtet und befolgt wird, ist wahres Glück so selten auf Erden zu finden.

„Alle Seelen sind mein,“ spricht der Herr. Er will uns erlösen vom Uebel, uns wieder gestalten nach seinem Bilde; darum vertraut er die Seelen der Kinder Vater und Mutter an, damit sie dieselben erziehen an seiner Statt. So vertreten die Eltern Gottes Stelle und ihre Nachvollkommenheit ist die seine.

Also, wenn ein Kind Vater und Mutter ehrt, so ehrt es zugleich auch Gott; darum ist das Gebot: Ehret die Eltern, das erste welches Ver-

heißung hat, daher derjenige, der es treulich befolgt, einen Anspruch an Gott hat, gleichsam als hätte er ein von ihm unterschriebenes Versprechen in Händen.

Hinwider ist es auch Empörung gegen Gott, wenn ein Kind die Autorität seiner Eltern nicht anerkennt; von diesem Augenblicke an ruht Gottes Segen nicht mehr auf ihm und es kann nicht mehr ruhig und glücklich sein in seinem Herzen.

Um glücklich zu sein, soll das Kind ehrfurchtsvoll den Eltern gehorchen, ohne Widersprechen, ohne Murren; der Eltern Willen soll es heilig achten, selbst wenn, seiner Meinung nach, sie sich in der ihm erteilten Erziehung irren; kindliche Ehrfurcht verwandelt sogar irrige Erziehung in Segen.

Wie aber, wenn, zum Unglück, die Eltern in Sünden leben, wenn ihr Beispiel ein Aergerniß ist für die Kinder, können, sollen sie dieselben dennoch ehren?

Ja, ehrfurchtsvolle Kinder decken die Sünden der Eltern zu, um sie selber nicht zu sehen und um sie vor fremden Augen zu verbergen. Der Kinder zarte, schonende Liebe hält die Familien aufrecht, welche durch die Schuld, die Fehler und Sünden der Eltern in ihrem Glücke bedroht sind.

Die Ehrfurcht gegen die Eltern soll wachsen und zunehmen, je weiter dieselben im Alter voranschreiten und, besonders, wenn die Schwächen und Gebrechen des späten Lebensabends sich einfinden; die weißen Haare des Großvaters und der Großmutter sind eine Ehrenkrone für die Familie!

Leider aber wird dieses nicht immer so verstanden! Man betritt bisweilen ein Haus, in welchem eine arme, kindlich gewordene Großmutter sich befindet, welche überall hindert, überall im Wege ist, und die, trotz ihres beschränkten Sinnes, wohl merken muß, daß sie zu lange lebt, zu lange zur Last fällt. Ihre lieblosen Kinder verargen es ihr, daß sie noch essen muß und doch nicht mehr arbeiten kann. O ihr Unglücklichen, ihr vom Geize Verblendeten! Auch ihr könnt altern und schwach werden! Und wenn eure Kinder auch gegen euch so hart und grausam sind, wie ihr's jetzt seid gegen die arme, alte und gebrechliche Mutter? Wie dann! . . .

Manche Eltern klagen bitter über ungehorsame Kinder; sie mögen nur rückwärts schauen und ernstlich sich fragen: „Habe ich selbst Vater und Mutter geehrt?“ Muß dein Gewissen dir sagen, daß du auch lieblos und ungehorsam gewesen gegen deine Eltern, dann demüthige dich vor dem Herrn und bitte um Vergebung deiner Sünde, damit

aller Fluch von dir genommen werde und du volles Recht erhaltest von deinen eigenen Kindern Gehorsam und Ehrfurcht zu verlangen!

Wollen die Eltern von ihren Kindern geehrt sein, so müssen sie sich auch auf ehrenhafte Weise betragen. Wollen sie von ihnen respektirt sein als Gottes Stellvertreter, so müssen auch sie streng und gewissenhaft Gottes Gebote befolgen. Muß, leider, ein Kind sehen, wie Vater und Mutter mit einander zanken, streiten, bezzen und händeln, hört es sie schwören und fluchen und lügen, was wird da aus ihrer Autorität werden, was aus ihrem Einfluß auf die Kinder? . . . Dort lebt ein altes Weib, welches früher ein unordentliches und schlechtes Leben geführt hat, und, ihrerseits, ist auch die Tochter der Unordnung und der Lieberlichkeit ergeben; macht ihr die Mutter deswegen Vorwürfe, so muß sie die liebevolle Antwort hören: „Halt's Maul, du hast's ja auch so gemacht!“ . . .

Der Mensch, als ein Geschöpf Gottes, kann nur dann glücklich sein, wenn er sich in die von Gott gezeigte Ordnung, in seine Gebote fügt. Es ist daher durchaus wichtig und nothwendig, daß der Vater und die Mutter, denen Gott sein Kind anvertraut, sich eifrig bemühen, den himmlischen Vater zu ersetzen durch Reinheit, Frömmigkeit und Liebe; das Kind muß Vater und Mutter ehren, als Gottes Stellvertreter, durch Gehorsam und Ehrerbietung, Anhänglichkeit und Liebe. Auf diese Weise gestaltet sich die Familie zu einem Heiligthum, in welchem der Herr seinen Einzug hält und Wohnung aufschlägt, mit ihm aber auch Wohlfahrt und Frieden und Freude!

Ein lebensgefährliches Reitt Pferd.

(Mit einer Abbildung.)

Drüben im Schwarzwaldgebirge stand, am Ausgang einer wilden Felsenschlucht, von hohen, schlanken Tannen beschattet, eine Sägemühle, deren Räderwerk durch einen muntern, über Gestein dahinrauschenden Bach getrieben wurde. Weiter unten im Thale, an dem nämlichen Waldbach, befand sich noch eine Sägemühle, die „Ruckucksmühle“ genannt, weil diese einsamen Vögel den schattigen Aufenthalt in deren Nähe liebten und ihren geheimnißvollen Ruf im Frühling dort häufig ertönen ließen.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen im Juni des Jahres 1852. Der junge Kettner, der Eigenthümer der oberen Sägemühle, saß in dem sauberen Stübchen seines ländlichen, an das Schneidewerk stoßenden Wohnhauses, am Frühstückstische. Seine schmucke, etwas jüngere Frau stand, in der netten sonntäglichen Landestracht,

vor ihm. In der linken Hand hielt sie das alte silberbeschlagene Gesangbuch und einen duftenden Strauß von Nelken, Rosen, Lavendel und Rosmarin. Die rechte bot sie ihrem Gatten mit freundlichem aber zugleich wehmüthigem Gruße. Man sah's der jungen, hübschen Frau, der Elisabeth, an, daß ihr heute der Abschied besonders schwer fiel.

„So muß ich also wieder allein zur Kirche gehen, lieber Philipp?“ fragte sie mit trauriger Stimme, und in ihrem frommen blauen Auge perlte eine Thräne. „Wie ganz anders war's doch sonst“, fuhr sie fort, „als wir uns zuerst auf dem Wege zur Kirche begegneten! Damals warst du eben als Mühlknappe eingewandert und hier in der Mühle in Arbeit getreten. Der alte kinderlose Müller hat dich, gerade um deines frommen Sinnes willen, so lieb gewonnen, daß er dir, dem fremden Burschen, die schöne Mühle zum Erbe hinterließ. Er ahnte halt nicht, daß du deinen Sinn so sehr ändern würdest!“

„Ach, laß mich mit deinem Weinen und Klagen zufrieden“, entgegnete Kettner unwillig. „Siehst du, Elisabeth, ich bin jetzt eben vernünftiger geworden. Das Beten und Singen überlasse ich den Geistlichen und den Weibern, die weiter nichts zu thun haben. Meine Meinung ist, ein Mann, der fleißig arbeitet und seine Pflicht und Schuldigkeit thut, ist dem lieben Gott droben weit angenehmer, als mancher Scheinheilige, der über dem ewigen Beten die schöne kostbare Zeit versäumt und dann Weib und Kind am Hungertuch nagen läßt.“

„O rede doch nicht so unchristlich, lieber Philipp!“ bat Elisabeth weich und milde. „Es steht ja geschrieben: Du sollst den Feiertag heiligen.“ Das ist und bleibt nun einmal unseres Gottes Gebot und Wille! Und hat man die ganze lange Woche über fleißig und rechtschaffen gearbeitet, so kann und soll man den lieben Sonntag zur Ruhe benützen und zum Anhören des Wortes Gottes. Wer das nicht thut, der hat gewiß keinen Segen zu erwarten, und du weißt doch: An Gottes Segen ist Alles gelegen!“

„Nun, ich dächte“ erwiderte Kettner, „daß Gottes Segen wohl in unserm Hause wohnet. Wir haben ein schönes Grundstück und unser gutes Auskommen. Auch leben wir mitammen glücklich und zufrieden, wenn du mich mit deinen wunderlichen abgeschwächten Geschichten verschonest, in denen wir doch nie und nimmermehr zusammenstimmen. Ich meine, es ist doch deutlich zu sehen, daß Gottes Segen mit uns ist. Du verdienst ihn durch dein Beten und Singen und ich durch fleißiges Arbeiten. So thut jedes von

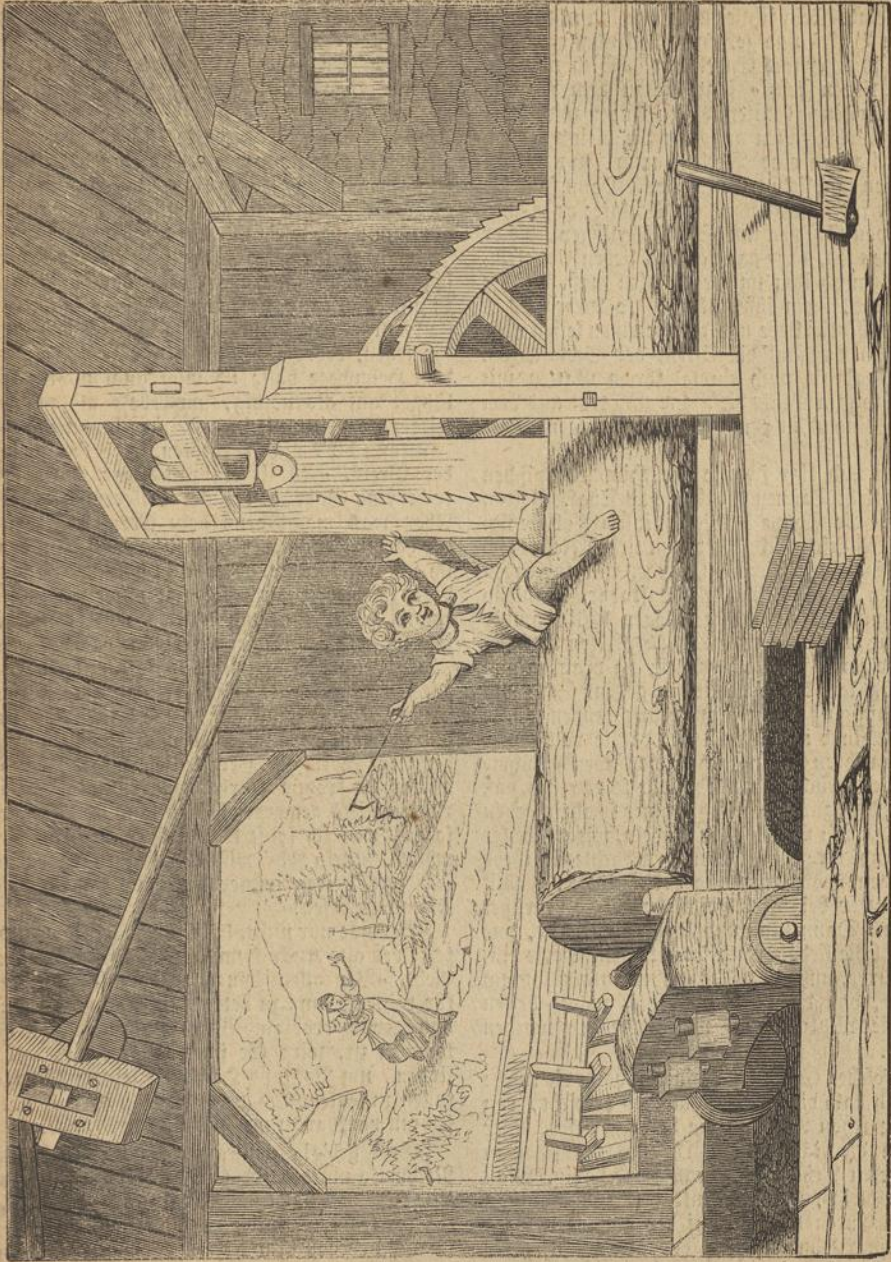
uns, was ihm am besten zuzagt, und, Punktum, dabei soll's ferner bleiben!“

„Ach, lieber Philipp“, bat Elisabeth, indem sie sich innig und herzlich an den geliebten Mann schmiegte, „wenn du doch nicht so reden wolltest! Das hast du leider von deinen sogenannten guten Freunden gelernt, welche dich abgezogen haben von dem Wege der Gottesfurcht. Früher hättest du's auch für eine Sünde gehalten, die Mühle klappern und werken zu lassen am lieben Sonntag. Und heute hast du auch noch die Magd in den Wald geschickt, um Streu zu holen. Das kann kein gutes Ende nehmen. Du wirst sehen, daß der Segen Gottes, der bisher mit uns gewesen ist, uns verlassen wird, wenn du so fortfährst den lieben Sonntag zu entheiligen. Du weißt ja, es steht geschrieben: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker eifriger Gott, der über die so mich hassen, die Sünde der Väter heimsuchet an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.“ Und wenn er es nicht an dir oder mir thut, so wird er es an unsern Kindern thun, wenn wir seine Gebote übertreten.“

„Du bist ein Narrchen, liebe Elisabeth, mit deiner Strafpredigt“, versetzte der Sägemüller lachend. „Soll ich wirklich, wegen deiner frommen Grillen, die schöne Bestellung von der Hand weisen, die mir zu Theil geworden ist? Oder soll ich nun gar wortbrüchig werden, indem ich die bestimmte Zeit der Ablieferung nicht einhalte? Das würde nur Schaden bringen. Heutzutage muß man alle Hände rühren, wenn man ordentlich und ehrlich durchkommen will. Und das ist und bleibt doch die Hauptsache. Drum geh' du nur in die Kirche! Singe und bete dort für mich mit, und sei froh, daß ich's nicht verwehre, dir nicht und dem Mühlknappen nicht, der ja bereits schon hinunter ist in's Dorf. Darum muß ich wenigstens hier bleiben und für euch arbeiten.“

Und nochmals bat Elisabeth: „Lieber Philipp, versprich mir aber wenigstens, die Mühle stille stehen zu lassen während des Gottesdienstes. Und dann gib hübsch Acht auf unsern kleinen Fritz, daß er seine Milch erhält, wenn er aufwacht. Sieh' nur, er regt sich schon und wird nicht lange mehr schlafen. Mir ist so ungewöhnlich bang und schwer um's Herz, und ich möchte lieber gar nicht fortgehen, zumal die Magd auch nicht daheim ist. Weil aber die Großmutter drunten im Dorfe krank geworden und zu mir geschickt hat, so muß ich doch nach ihr schauen, um zu wissen, ob es ihr heute besser oder schlimmer geht. Und bin ich einmal in unserm Dorfe, so kann ich unmöglich bei der Kirche vorübergehen.“

Indem Elisabeth diese Worte sprach, trat sie



Ein lebensgefährliches Weitzferd.

Pantan
 inden sie
 sten Mann
 en wolleht
 unten ganz
 gen - behr
 ver hirtch
 die Wänt
 den Sem
 ap in der
 kann lin
 do; der
 mojen ö
 ührit der
 gt ja, es
 Wett, kin
 jo miß
 an den
 - Uob
 wird er
 ind Ge

 6, mit
 emüller
 from-
 Hand
 Der
 em jö
 ein-
 Gunt-
 man
 d das
 ch du
 mich
 e, bir
 bereit
 ug is
 eiten.
 hüllip,
 e stille
 temtes.
 Heimen
 er auf-
 e wird
 erwöge
 müchte
 ad auch
 t drun-
 mir ge-
 en, um
 immer
 fe, is
 gepen-
 trat sie

mit ihrem Manne durch die offene Thüre des Kämmerleins an das Bett ihres dreijährigen Söhnleins. Fritz schlief noch und lag mit seinen rosigten Backen und goldenem Lockenhaar da wie ein schlummerndes Engelskind. „Sieh nur den kleinen lieben Fritz!“ sagte sie zu dem mit ans Bett getretenen Gatten, dessen Augen mit väterlichem Wohlgefallen auf dem Knäblein ruheten. Beide standen eine Weile stumm, und in den lieblichen Anblick versunken, da. Dann fuhr die Mutter fort: „Er lächelt im Schlafe; er träumt gewiß von Blumen und Schmetterlingen, die er so gerne mag, oder gar von den lieben Engeln, von denen ich ihm immer erzählen muß. Behüte dich Gott, mein süßes Kind!“ so sprach sie in inniger Mutterliebe und drückte einen leisen aber zärtlichen Kuß auf die Stirne des Schlafenden. Dann gab sie noch einmal ihrem Gatten mit wehmüthigem Blicke die Hand und trat aus dem Hause hinaus in den warmen, sonnigen Morgen hinein.

Blau und klar schaute der Himmel zwischen den dunkeln Tannen herab in das Thal. Golden leuchtete die Sonne hernieder, just als ob sie sich besonders geschmückt hätte zum lieben Feiertage. Die Vögelein zwitscherten, sangen und jubilirten ringsum, daß es eine helle Luft war. Tausend Käfer und Schmetterlinge flogen lustig umher oder wiegten sich auf den thaubeperkten Halmen und Gräsern. Es war prächtig da draußen und der Weg leicht und lieblich zu gehen. Still und andächtig ging Elisabeth am plätschernden Bache entlang hinab in's Thal. Sie dachte voll Behmuth an ihren Mann und an das eben geführte Gespräch zurück. Es war ihr sehr schmerzlich, daß sie den Weg zur Kirche jetzt immer so allein gehen mußte. Dann überflog ein Lächeln, wie ein heller Lichtstrahl ihre Züge. Gewiß gedachte sie ihres herzlichsten Söhnleins und des Jubels, womit die Mutter bei ihrer Heimkehr würde begrüßt werden. Dann sann und sorgte sie wieder, wie sie wohl die liebe Kranke drunten im Dorfe finden würde, und ein stilles Gebet entquoll ihrem Herzen, daß der treue Gott hier gnädig helfen und die Mutter bald wieder gesund machen möchte.

In solchen Gedanken versunken hatte die rasche Elisabeth bald die „Ruckucksmühle“ erreicht, von welcher schon Anfangs die Rede gewesen. Hier standen die Käber stille. Das Wasser schoß in dem tiefen Mühlgraben rauschend dahin. Man merkte gleich, daß die Leute hier den Sonntag noch in Ehren hielten. Auf der hölzernen Bank vor dem Wohnhause saß der alte Müller. Er hatte sein Kapplein eben vom Haupte genommen,

von ehrwürdigen Silberlocken umkränzt, und hielt's andächtig in den Händen, da drunten vom Dorfe herauf der Kirchenglocken fernes Geläute feierlich ertönte.

„Grüß' Euch Gott, alter Vater!“ rief freundlich die junge Frau, und fragte: „Kommt Ihr mit mir zur Kirche?“

„Nein, nein,“ erwiderte lächelnd der Alte; „lauf du nur immer zu, du junges, flinkes Frauchen! Meine siebzig Jahre lassen mich nicht mehr Schritt mit dir halten. Aber ich komme langsam nach, wie's mir am bequemsten ist.“

„Habe heute auch mehr Eile, denn sonst,“ sagte Elisabeth. „Gestern Abend hat die Mutter zu mir geschickt, daß ich sie doch besuchen soll, weil sie krank geworden ist. Drum will ich erst nach ihr sehen, bevor ich in die Kirche gehe. Und auf dem Heimwege halte ich mich auch nicht gerne länger auf als nöthig, um sobald als möglich wieder zu meinem kleinen Fritz zu kommen.“

„Kann dir's nicht verdenken, Elisabeth,“ meinte der Greis. „Es ist ein prächtiger Junge, so recht eine Gabe von unserm lieben Herrgott! Aber was macht denn dein Mann? Arbeitet der heute schon wieder? 'S mag wohl sein, denn ich saß und lauerte, ob er nicht bald das Schutzbrett zuschieben würde, damit unser Bach auch einmal seinen Feiertag hätte. Hab' jedoch bis jetzt umsonst darauf gewartet!“

„Ach, ich hab den Philipp so herzlich darum gebeten,“ berichtete Elisabeth; „aber in diesem Stücke hört er nicht auf meine Bitten, so lieb und gut er sonst auch gegen mich ist. Wenn nur der liebe Gott sein Herz lenken wollte, daß er wieder so fromm würde, wie früher! Jetzt ist Alles anders geworden! Euch kann ich das schon sagen, was ich sonst keinem Menschen entdecken möchte. Allein Ihr wißt es so gut als ich und seid uns beiden immer der beste und treueste Freund gewesen!“

„Verzage nur nicht, liebe Nachbarin!“ ermunterte der alte Ruckucksmüller voll theilnehmender Liebe. „Vor allen Dingen höre nur nicht auf für deinen Mann zu beten! Unser Herrgott wird dich gewiß erhören. Wenn die rechte Zeit gekommen ist, wird Er schon Mittel und Wege finden, um Philipps Herz nach seinem Wohlgefallen zu lenken, und du wirst Ihn hernach preisen mit dankbarem und fröhlichem Munde!“

„Gott geb's!“ entgegnete Elisabeth seufzend. Nochmals nickte sie dem Alten freundlich zu und eilte dann das Thal hinab, um so rasch wie möglich zur kranken Mutter zu gelangen. Der Müller schaute liebevoll dem holden Weibchen nach, erhob sich dann langsam von seiner Bank und

ging in's Haus, um sich ebenfalls mit den Seinen zu rüsten für den gewohnten Gang zur Kirche. —

Philipp Kettner, der Sägemüller, hatte unterdessen fleißig gearbeitet. Er nahm ein geschnittenes Brett um das andere hinweg, schaffte die Sägespäne bei Seite und freute sich, daß er den scharfen Zähnen der Säge bald wieder einen mächtigen Baumstamm zur Arbeit vorlegen könne. Dann ging er in's Haus und sah nach dem eben erwachten Fritz, welcher ihm lächelnd die Arme entgegenstreckte. Er küßte ihn zärtlich und gab ihm seine bereit stehende Milch zu trinken. Sodann nahm er den muntern Kleinen aus dem Bettchen und brachte ihm mancherlei Spielsachen, damit er sich die Zeit vertreiben sollte. Hierauf ging der Vater wieder hinaus in die Sägemühle, um dort seine begonnene Arbeit weiter fortzusetzen.

Wir wollen uns nun wieder nach Elisabeth umschauen, welche mittlerweile das Dorf erreicht hat. Sie eilte sogleich zu ihrer Mutter, der Wittve des ehemaligen Schullehrers. Zu ihrer großen Freude fand sie die liebe Kranke viel besser, als sie gefürchtet. Die alte Frau hatte eine gute Nacht gehabt, und versicherte, daß sie sich bedeutend wohler und leichter fühlte. Die zärtliche Tochter verließ sie darauf mit ruhigem, getröstetem Herzen und ging zur Kirche, woselbst sie ihren Platz einnahm in der gewohnten Bank, der längst bekannten. Wehmüthig ergriffen lauschte sie den frommen Tönen der Orgel, welche ihr theurer Vater selig so viele Jahre mit inniger Lust und Freude gespielt hatte. Ihrem Sitze gegenüber befand sich die Kanzel, ein alterthümliches Kunstwerk, mit reichen Schnitzereien verziert und von Engeln getragen. Als Elisabeth ihre Augen erhob, ruhte ihr Blick unwillkürlich auf einem der Engel, dessen Züge sie schon oft an ihren lieben kleinen Fritz erinnert hatten. War es, daß sie ihres fernen Kindes in stiller Sehnsucht und mit heimlicher Mutterangst gedachte? Plötzlich schien es ihr, als ob sich das Lächeln auf des Engels Antlitz in den Ausdruck eines tiefen Schmerzes verwandelt. Sie wollte sich fassen und beruhigen durch den Gedanken, das sei nur eine Täuschung ihrer Sinne. Doch das Mutterherz ließ sich nicht so schnell beruhigen. Jetzt nahm sie sich vor, ihre Augen nicht mehr nach der Kanzel zu wenden. Aber die Mutteraugen wollten sich nicht gebieten lassen. Immer wieder richteten sie sich nach demselben Punkte, und immer wieder, so oft sie es auch sich ausredete, erschrak sie von Neuem über des Engels schmerzliche Gesichtszüge.

Eine unsägliche, peinliche Angst bemächtigte sich endlich der jungen Sägemüllerin. Sie konnte es nicht mehr aushalten in der Kirche, sie mußte hinaus, sie mußte hinein zu ihrem geliebten Kinde. Ganz blaß und bleich erhob sie sich, flüsterte der Nachbarin zu, daß ihr nicht wohl sei und wankte bebenden Fußes in's Freie hinaus.

Hier lehrten der Zagenben die Kräfte zurück. Sie flog mehr, als sie ging, durch das Dorf und dann den steinigigen Weg in dem Waldthale hinauf. Sie bemerkte nicht den blauen Himmel und den glänzenden Sonnenschein, hörte nicht den Gesang der bunten, muntern Vögel, achtete nicht mehr auf die Blumen am Wege; so schnell als sie nur gehen konnte, eilte sie dahin, um nach Hause zu kommen. Der Weg war eben nicht kurz, aber heute schien er ihr zehnmal so lang als sonst, und immer mehr beschleunigte sie die raschen Schritte. Die dunkle, geheimnißvolle Angst des Mutterherzens trieb sie mit frischer Kraft dem heißersehnten Ziele zu, aber je näher sie demselben kam, desto mehr wuchs die Angst ihres Herzens.

Endlich stand Elisabeth am Ausgange der Waldschlucht; die Sägemühle lag vor ihren Augen. Nengstlich überblickte sie den Mühlenhof und die inneren Räume. Allmächtiger Gott, was sah die arme Frau? Ihr kleiner Fritz saß oben auf einem Baumstamm, welcher sich gerade der glänzenden und schneidenden Säge entgegen bewegte. Er klopfte jubelnd in die Händchen, und seine herabhängenden Füßchen zappelten vor Lust und Wonne. Dabei ging's mit jedem Augenblick der mörderischen und auf- und niedersahrenden Säge immer näher und näher. Das Kind ahnte nicht die furchtbare, über seinem jungen, sorglosen Leben schwebende Gefahr. Es freute sich ob des großen hölzernen Pferdes, auf welches es nicht ohne Mühe geklettert, und ob des lauten Knirschens der blinkenden Säge. Der Vater war nirgends in der Nähe zu sehen; die Magd und der Mühlbursche waren nicht daheim.

Ein herzerreißender Schreckenschrei entrang sich bei diesem furchtbaren Anblick dem schauernden Mutterherzen! Fast bewußtlos, wie gelähmt und festgebannt, starrte die arme Elisabeth das grauenerregende Bild an. Schnell aber ermaunte sie sich und flog, wie auf Flügeln der Angst und Liebe hin, nach der Mühle, um wo möglich ihr theuerwerthes Kind vom gräßlichen Tode zu retten! Wird sie nicht zu spät, und wenn auch um wenige Augenblicke nur, zu spät kommen? Schon ist die Säge dicht, ganz dicht an dem lieblichen Lockenköpfchen; die nächste Sekunde muß Entscheidung bringen! Unwillkürlich und ver-

zweifelt streckte die Mutter ihre Hände nach dem Söhnlein aus. Da, welch Wunder! hält die Säge plötzlich an, und das ganze Mühlenwerk steht, wie von einer starken Hand aufgehalten, mit Einem Schläge stille!

Noch konnte die zitternde Mutter es nicht fassen und begreifen, durch welches Wunder, im Augenblick der höchsten Gefahr, die Räder so plötzlich angehalten und zum Stehen gebracht worden waren. Auch hatte sie keine Zeit, darüber nachzudenken. Das geliebte Kind vom Baumstamme herunternehmen und an das lautpoehende Herz drücken, das that sie mit einem Blick heißen und innigsten Dankes zum Himmel empor. Solches war vom Herrn geschehen, und war ein Wunder vor ihren Augen!

Elisbeth's Schreckensruf hatte der im Hintergrund des Bretterschuppens beschäftigte Sägemüller gehört. Voll Erstaunen war er hervorgetreten und hatte sein Söhnlein in der gräßlichen Gefahr gesehen; unsägliches Schaudern durchzuckte ihn. Er sah aber auch, wie die bebende Mutter die schräge Bahn hinaufseilte, um ihren Liebling der schrecklichen Säge zu entreißen, und daß sie, allem Anschein nach, zu spät kommen mußte, daß hier überhaupt keine Menschenhand mehr helfen konnte. Da bemerkte er zu seinem größten Staunen, daß die Säge plötzlich stille stand. Ihm bebte das Herz in der Brust, denn nur eine wunderbare Fügung des allmächtigen und barmherzigen Gottes konnte der Mühle und der schneidenden Säge, im Augenblick der entsetzlichen Gefahr, Halt gebieten. Wie ein Blitz traf ihn jetzt die Erkenntniß seiner schweren Schuld. Er hatte heute, am Sonntag, die Mühle in Bewegung gesetzt und dadurch das Leben seines einzigen Kindes gefährdet; Gott der Herr aber hatte in Gnaden das schreckliche Unglück verhütet!

Tief beschämt und erschüttert eilte Philipp zu Weib und Kind und herzte sie unter Jubel und Thränen. In der Freude seines Herzens erzählte der Vater, daß er soeben innerlich gelobt habe, in Zukunft den lieben Sonntag heilig zu halten, was Elisbeth vernahm mit freudigem Dank gegen den barmherzigen Gott.

Nun erst bemerkten die glücklichen Eltern den alten Nachbar aus der Kuckucksmühle, welcher Alles mit angesehen hatte. In demselben Moment, als die Säge in ihrer Bewegung plötzlich angehalten wurde, war er in den Mühlfhof getreten. Mit gefalteten Händen stand der ehrwürdige Greis da und lobte den Herrn, der ihn zu einem Werkzeuge seiner wunderbaren Hülfe und Gnade erkoren hatte. Er war nämlich mit

des Alters bebächtigen Schritten dem Dorfe nahe gekommen; er hatte noch über die, kurz vorher, mit Elisbeth gehabte Unterredung nachgedacht, deren wehmüthigen Blick aus den frommen, blauen Augen er nicht wieder vergessen konnte. Da war ihm auf einmal, wie von Gott gesandt, der Gedanke gekommen, daß es wohl ein gutes Werk sein möchte, wenn er seinen jungen Handwerksgeossen droben mit Gewalt an der Sonntagsarbeit hinderte und ihn so durch die That, nicht mit Worten bloß ermahnte, zur alten, frommen Sitte zurückzuführen; dieser Gedanke war dem Alten so wichtig und lieb geworden, daß er sogar seinen Gang zur Kirche darüber aufgeben hatte. Er kehrte daher wieder um und schritt Philipp Kettner's Sägemühle unverdrossen zu, welche er glücklich erreichte. Still und unbemerkt schlich er an derselben vorüber, bis er die Schlucht oberhalb, wo der Waldbach rasch hindurchfloß, erreichte. Hier hatte er den Mühlensturz, das Stellbrett, zugeschoben, so daß aus dem Bach kein Wasser mehr in den Mühlfgraben fließen konnte. Nachdem solches geschehen, ging der wackere Mann langsam nach der Mühle zurück, um dem jungen Nachbar noch mit ernstlichen und väterlichen Worten in's Gewissen zu reden.

Aber schon hatte Gott der Herr selber durch seine Zeichen und Wunder nachdrücklich zu Philipp Kettner geredet. Es war ja klar, daß die Sägemühle stille stand, weil das Wasser durch das Zuziehen des Mühlensturzes allmählig abgelaufen war, daß jedoch der alte Nachbar diesen Gedanken gehabt und ausgeführt hatte, und dies gerade zu solcher Zeit geschehen war, daß dadurch die Mühle, im letzten Augenblicke der drohenden Gefahr, stille stehen mußte, das war ein Wunder, welches der Allmächtige vollbracht hatte. Es bedurfte nun keiner menschlichen Ermahnungen, keiner menschlichen Worte mehr. Aber wohl konnten die jungen Eltern kaum Worte finden, um dem biedern, ehrwürdigen Freunde ihres Herzens innigen und gerührten Dank auszusprechen. Beide hüteten fortan ihren geretteten Liebling wie ihren Augapfel. Alle drei leben heute noch glücklich und friedlich mit einander. Der Sägemüller hat treulich das Wort gehalten, welches er dem guten und gnädigen Gott in jener ersten Stunde zugesagt hat. Mancher Sonntag ist seit dem Jahre 1852 in's Land gekommen, aber niemals hat seine Mühle wieder an einem Tage des Herrn geklappert. In den sechs Wochentagen wurde fleißig und rüstig und gemeinsam gearbeitet, am Sonntag jedoch herrschte Ruhe und Stille und nur wenn's durch-

aus unmöglich war den Gang zur Kirche gemeinschaftlich zu machen, wurde derselbe ausgesetzt.

Ueber der Thürpfoste der Sägemühle steht noch heut, mit großen Buchstaben in das Holz gehauen, die Inschrift: „Du sollst den Feiertag heiligen!“

Schauderhafte Blutrache.

In einem der fernsten Winkel der nördlichen Wüste Sahara, drüben in Afrika, mitten in der Einöde, leben unfer Gurbis oder Zelten von rothgegerbten Häuten aus Sudan, die Sukmarem, ein Stamm der Tuaregs, von sehr gemischtem Blut, und darum bei den übrigen Völkern dieses Landstrichs nur in geringer Achtung stehend. Ihre Tracht besteht aus Schafschafs, einem Mittel aus Ziegenfell, und in elenden Chaïfs, ihr ganzer Reichthum in einigen Kameelen, Eseln und Ziegen; allein sie verstehen sich tüchtig auf die Jagd, das edle Waidwerk, und treiben's mit Leidenschaft; ganze Monate verbringen sie im Gebirge, um die Gazelle, das Beaghr-el-wahsch und den Leruh zu jagen, deren Fleisch, frisch oder gedörrt, nebst der Milch ihres Hausviehs, etwas Getreide und den Datteln, welche sie aus dem Tibiköht zurückbringen, wenn sie daselbst ihre Jagdbeute in Straußenfedern und Fellen vertauschen, ihre beständige Nahrung bildet. Wie alle Bewohner der Saharawüste, legen sie sich aber auch zuweilen auf den Raub und ziehen als Wege-lagerer aus.

Der französische General Daumas, der lange in dem nördlichen Afrika lebte, erzählt in seinem Buche über die „Große Wüste“ folgende Begegnung mit diesem arabischen Stamme:

Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, so kamen einige Weiber der Sukmarem herbei, gleich den Männern, nur in ein Ziegenfell und einen schmutzigen Chaïf gekleidet, barfuß und mit ungekämmten Haaren, und bettelten uns an um Tabak und Datteln, die wir ihnen um Gotteswillen gaben. Kaum sahen dies ihre Männer, die sich seither versteckt gehalten hatten, so bettelten diese, durch unsere Freigebigkeit ermutigt, uns ebenfalls an, und nur durch gleiche Almosen konnten wir uns ihrer entledigen.

Die Häuptlinge dieser armfälligen Stämme sind zwar den Schems oder Scheïfs, den Anführern, vom Dschebel-Hoggar unterworfen, jedoch nicht so elend daran, als ihre Untergebenen; einige dieser Schems haben Heerden, und ihr Tauschhandel mit den von Zeit zu Zeit vorüberziehenden Karawanen oder auf den Märkten von Tibiköht, trägt dazu bei, ihnen ein angenehmeres

Dasein zu verschaffen, als es dem gemeinen Volk beschieden ist.

Die Sukmarem leben in immerwährender Fehde mit den Berbern der westlichen Gebirge; treffen sie auf ihren Jagden an demselben Brunnen mit ihnen zusammen, so greifen gewöhnlich beide Theile zu den Waffen, und da gibt's Scharten auszuweken, Revanche zu nehmen für frühere Kämpfe. Der Häuptling des Zelttes, wo wir Halt gemacht hatten, erzählte uns, auf welche Weise sein Vater, der Schem Badda, in einem blutigen Strauße mit den Ait-Dezdegue um's Leben gekommen sei. In der Sprache der Berbern bedeutet Ait: Sohn, gleich dem Med und Beni der Araber. Schem Badda nämlich und sieben bis acht seiner Freunde, auf ihren besten Kameelen, waren mit ihren Slugis, oder Windhunden, auf die Jagd geritten. Sie wollten eigentlich nur vom Fedscher bis zum Mognreb, das heißt, vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, ausbleiben, allein ihr Jägerglück veranlaßte sie, weiter zu reiten, und so durchpürschten sie seit sechs Tagen die Schluchten und Ebenen des Westens, lebten von ihrem Wildpret und löschten ihren Durst an den gemeinsamen Brunnen. Eines Morgens waren ihnen zwölf bis fünfzehn schlanke Gazellen aufgegangen; jeder wählte sich eine von ihnen zur Beute, hegte seinen Windhund auf sie und ritt ihr nach, wohin das flinke Thier eben laufen wollte. Im Nu stoben die Verfolgten auseinander und verschwanden auf dem weiten Plan, und die Jäger zerstreuten sich unklugerweise nun ebenfalls und waren bald durch die Unebenheiten des Bodens gänzlich von einander getrennt.

Zwanzig Reiter von den Ait-Dezdegue jagten auch in den äußersten Ausläufern des Gebirges und, zum Unglück, kam ihnen der Schem Badda gerade in den Weg. In wenigen Augenblicken war er umzingelt.

„Wo sind Deine Heerden?“ fragte ihn der Häuptling der Berbern und erhielt die Antwort: „Meine Heerden sind bei meinem Zelte, zwei Tagereisen von hier, in den Bergen.“

„Und wo hast Du deine Gefährten? wo lauern die herum?“

„Ich bin allein mit meinem Haupte,“ antwortete Badda.

„Du lügst, Hund!“ schrien die Berbern; „aber der Stock soll Dich schon zum Reben bringen! Steig' sogleich ab von Deinem Kameele!“

„Ich bin kein Lügner! ich bin ganz allein mit meinem Haupte,“ entgegnete der edelmüthige Schem, denn er wollte seine Freunde nicht in Gefahr bringen. Und ohne daß seine ruhigen Ge-

sichtszüge den in seinem Innern tobenden Sturm verriethen, ließ Badda sein Kameel niederknien und stieg entschlossen ab.

„Kennst Du mich?“ fragte er nun den Anführer der Berbern.

„Du bist ein Hund von Sukmarem und drum unser Feind; mehr will ich und brauche ich nicht zu wissen.“

„Du scheinst aber auch nicht zu wissen, daß ich Keiner von denen bin, die man mit Stockstreichen begrüßt. Hast Du schon von dem Scheck Badda gehört? Töbte ihn, denn er ist jetzt in Deiner Gewalt, aber behandle ihn nicht wie einen Sklaven!“

„Also Du bist es, Verfluchter, der vorigen Sommer fünf der Unsrigen am Brunnen der Arib's hat umbringen lassen! Ihr Blut komme über Dein Haupt!“ — Der Stamm der Arib's lagert am südlichen Ende der marokkanischen Wüste; der Brunnen, von welchem die Rede ist, liegt am östlichen Rande des Stammgebiets.

„Gemach, Herr, langsam, warte noch einen Augenblick!“ sagte einer der Reiter, des Hauptlings Arm zurückhaltend, der dem alten Scheck schon die Flinte auf die Brust gesetzt hatte; „langsam, Herr! wäre es nicht klüger, wenn wir diesen Mann mit uns nähmen und ihm ein Lösegeld auferlegen würden, anstatt durch seinen Tod die Rachsucht des ganzen Stammes gegen uns aufzureizen?“

Dieser Vorschlag, den die eine Hälfte der Berbern eben so begierig aufgriff, als ihn die andere Hälfte verwarf, machte ihren Häuptling eine Weile unschlüssig; endlich jedoch rief er: „Die Ait-Dezdegue sind stark genug, um die Sukmarem nicht zu fürchten!“ und streckte mit einem Flintenschuß den Scheck Badda in den Sand.

Die Jagdgenossen des unglücklichen Scheck, freundlich ihm zugethan, suchten und riefen ihn vergebens an diesem und dem folgenden Tage, und als sie traurig und sorgenvoll heimkehrten, war sein Windhund längst schon hier eingetroffen und hatte bange Ahnungen um sein Schicksal wachgerufen. Die letzte Hoffnung war noch die, der Hund könne seinen Herrn verloren und dieser sich verirrt haben. Nun griff die sämtliche junge Mannschaft des Stammes zu den Waffen und zog, unter der Führung der zurückgekehrten Jäger, auf die Streife aus, um die ganze Ebene und alles Gestrüpp zu durchforschen. Endlich wurde des Schecks Leichnam an derselben Stelle gefunden, wo er den Tod erlitten hatte. Zwar hatten Hyänen und Schakale beinahe zur Hälfte schon ihn abgenagt, aber man erkannte ihn noch an seinem weißen Bart, denn die Berbern schneiden

den Töbten die Köpfe nicht ab. Die Fährten der Pferde und ihre Richtung nach Westen gaben genugsam zu erkennen, wer die Mörder mögen gewesen sein.

Sogleich wurden Nachforschungen angestellt über den Tod des geliebten Schecks, und einen Monat später erfuhr sein Sohn, durch ausgefundene listige Kundschafter, alle Einzelheiten des mörderischen Auftritts und den Namen desjenigen, der seinen alten Vater getödtet hatte, und schrieb sogleich folgende Zeilen an ihn:

„Du hast auf der Ebene einen Scheck mit weißem Barte getroffen, der nur zu jagen gedachte und nicht einmal für den Krieg bewaffnet war, — warum hast Du ihn getödtet? Bei uns muß Derjenige nicht sterben, welcher nicht mit den Waffen in der Hand ergriffen wird. Allein wenn Du auch den Brauch unserer Vorfahren vergessen hast, so will ich doch großmüthiger sein als Du, und darum thue ich Dir hiemit zu wissen, daß, wenn ich Dich lebend ergreife, ich Deinen Bauch, wie groß er auch sein mag, mit Steinen füllen werde. Dieß habe ich geschworen!“

(In der Wüste sagt man sprüchwörtlich von den Dieben, sie haben einen dicken Bauch, um ihre Unerfättlichkeit zu bezeichnen.)

Der Gilbote, welcher diesen Absagebrief dem Häuptling der Ait-Dezdegue überbrachte, konnte bei seiner Rückkehr ganz genauen Nachweis geben über den Lagerplatz des feindlichen Stammes, und alsobald brach der Sohn Badda's mit dreißig Kriegern auf, die sich als Berbernweiber verkleidet hatten und ihre besten Kameele ritten. Als sie dem Duar, dem Lagerort, der Berbern, auf eine bestimmte Strecke nahe gekommen waren, ließen sie ihre Kameele in einer kleinen Schlucht sich gütlich thun, zerstreuten sich auf einen beschränkten Raum, duckten sich an den Boden nieder wie Weiber, welche Gras ausraufen und Holz zusammenlesen, und näherten sich langsam dem einzelt stehenden Zelte des Mörders. Ihre Verkleidung war so gut gelungen, daß derselbe mehrmals ihnen zurief: „Heba, ihr Weiber, schneidet mir das Gras nicht so nahe bei meinen Kameelen ab!“

Allmählig unringten die verkleideten Sukmarem den arglosen Mörder, und stürzten, einem verabredeten Zeichen zufolge, jach auf ihn los. Der Zeitpunkt war trefflich gewählt; beinahe alle Männer des Duar waren bei ihrer Arbeit, und ehe der Kriegsruf sie sammeln konnte, lag ihr Häuptling geknebelt, hinter einem Sukmarem festgebunden wie ein Sack, auf einem Kameel, und wurde in möglichster Eile davongeführt.

Mit Einbruch der Nacht machten die Sukma-

dem auf einige Stunden Raht und setzten dann, mit dem Aufgang des Mondes, den Ritt wieder fort, bis der Ort erreicht ward, wo der Scheck Badda begraben lag. Hier wurde der Gefangene abgebunden, auf den Rücken an die Erde gelegt und mit Armen und Beinen an vier Pflöcke angeknüpft. Man schüttete ihm Wasser ein, worin Opium gekocht worden. Durch diesen Trank fiel er in so tiefen Schlaf, daß man, ohne ihn aufzuwecken, ihm den Bauch mit einem Messer aufschneiden, diesen mit Kieselsteinen anfüllen, und dann mit einer jener Nadeln, deren man sich zum Ausbessern der Schläuche bedient, wieder zunähen konnte. Endlich weckte der Schmerz den Mißhandelten, und er krümmte sich auf dem Sande wie eine Schlange, der man den Bauch zertreten hat.

„Ich habe Dir den Bauch so angefüllt, wie ich es Dir versprochen,“ sagte der Sohn des Scheck Badda zu ihm und setzte hinzu: „Ziehe nun metnethalben fürbaß! Es steht Dir ganz frei! Bindet ihn los, Kameraden!“

— Man hat mich versichert, — so schließt General Daumas seine schauerliche Erzählung, — der Unglückliche habe noch Kraft genug gehabt, so weit sich fortzuschleppen, daß die Sufmarem ihn aus dem Gesichte verlor; allein am andern Tage wurde er todt in einem Gebüsche gefunden. Er hatte sogar den Nuth gehabt, den dünnen Riemen zu durchschneiden, womit man ihm den Bauch zugenäht hatte, wie solches sein blutiges Messer, seine blutigen Hände und seine Eingeweide bewiesen, die sich über beide Ränder seiner klaffenden Wunde ausgebreitet hatten. — Dieser Zug genügt wohl zur Kennzeichnung der wilden Sitten, welche unter den Sufmarem und allen ihren Brüdern vom Stamme der Tuareg üblich sind, und Vieles wäre hierüber noch zu sagen. Diese Völkerschaft, welche sich bei allen andern Stämmen der Wüste durch ihre Grausamkeit und Wildheit furchtbar gemacht hat, erstreckt sich bis tief nach Sudan hinein, und man kann sich daher denken, mit welchen geheimen Empfindungen von Grauen und Besorgnissen wir uns unter diesen Stämmen herumtrieben! —

Was den Voten betrifft, so gesteht er's offenerzig, daß er nicht das geringste Gelüste verspürt, seinen Kalender dort feilzubieten; er hat schon überaus genug bekommen beim bloßen Abschreiben dieser schaurigen Erzählung.

Belehrendes Gespräch.

Zwischen dem Dorfschulzen und einem vor ihm citirten Baueremann hat einmal folgende Zwiesprache stattgefunden:

Sch. — Ihr sollt gesagt haben, der Herr Schulmeister wäre für Euch nicht mehr und nicht besser als der Gemeindehirte?

B. — Ja, Herr Schulz, 's ist wahr, das hab' ich gesagt.

Sch. — Nun, wie meint Ihr denn das? Was muß ein Hirte vor allen Dingen haben, um ein Hirte zu sein?

B. — He, eine Heerde.

Sch. — Gut! also, was hütet unser Gemeindehirt?

B. — Das Vieh.

Sch. — Wenn Ihr den Schulmeister einen Gemeindehirten heißt, so muß er doch auch eine Heerde haben. Was wäre denn nun die Heerde, oder das Vieh, welches derselbe zu hüten hätte?

B. — Na, freilich, so genommen, wären's unfre Kinder.

Sch. — Aber die Kinder sind noch jung; Ihr könnt sie daher nicht wohl mit altem Vieh, etwa mit Ochsen, vergleichen, sondern mit . . . ?

B. — Meinetwegen mit Kälbern.

Sch. — Richtig gesprochen! Wenn Ihr den Herrn Schulmeister einen Gemeindehirten titulirt, so sind seine Schüler das junge Vieh, oder, wenn Ihr lieber wollt, die Kälber. Aber, merkt's wohl, seine Schüler sind Eure und Eurer Mitbürger Kinder. Wenn dieselben nun das junge Vieh, die Kälber nämlich, sind, was sind dann die Alten?

B. — (sich verlegen hinterm Ohr kragend): Hm! Hm! da wären wir freilich die Ochsen und Kühe. — Na, na, Herr Schulze, ich will den Herrn Schulmeister niemals mehr einen Gemeindehirten schelten! So war's nicht gemeint!

Runzeln auf der Stirn.

Das kleine und aufgeweckte Pieschen, welches jedoch eben nicht immer der Wahrheit die Ehre gab, wurde einmal von der hochbetagten Großmutter wegen des Lügens scharf in's Verhör genommen und mußte eine strenge Strafpredigt anhören. „Schau, liebes Kind, deine Lüge steht auf der Stirne geschrieben,“ sagte die Großmutter, „und das geht dir all dein Lebtag nicht weg; das schneidet tief ein und gibt viele, viele Falten, welche dich ganz wüst und häßlich aussehen machen. Du darfst mir's glauben!“ — Da schaut die Enkelin das runzlige Großmütterchen mit großen, forschenden Augen an und meint: „Aber, Großmama, da mußt du ja, als du noch jung gewesen, auch viel gelogen haben, denn deine Stirn ist jetzt noch ganz vollgeschrieben!“

Unheimlicher Nachtbesuch.

(Mit einer Abbildung).

Kaspar König, dem's in der Heimath nicht mehr recht behagen wollte, war im Jahr 1825 aus einem Gebirgsdorfe des zum Bayernlande gehörigen Franken, mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern nach Amerika übergesiedelt. An harte Arbeit und Entbehrungen aller Art gewohnt, dabei jung, kräftig, entschlossen und nicht auf den Kopf gefallen, machte er sich leichter und schneller als die meisten Auswanderer mit dem amerikanischen Leben und Treiben vertraut, und nach einigen Jahren schon war es ihm gelungen, sich durch Erwerbung eines Looses unbebauten Landes eine neue Heimathstätte zu gründen. Hier zimmerte er sich, mit Hülfe einiger dienstfertigen Nachbarn, ein rohes, doch wohlliches Blockhaus, das auf der Grenze zwischen Wiesen- und Waldland stand und auf der Rückseite durch die dichtstehenden Bäume einen natürlichen Schutz genoß. Hier war Kaspar König, im Vergleich zu seinen früheren Verhältnissen, nach mehrjähriger Anstrengung in einem gewissen Wohlstande gelangt. Sein Sohn, jetzt sechzehn, und seine Tochter, zwölf Jahre alt, halfen den Eltern tüchtig in der Wirthschaft mit. Der Viehstand nahm immer mehr zu und das urbar gemachte Land dehnte sich mit jedem Jahre auch mehr aus. Die kleine Familie lebte zufrieden mit ihrem Schicksale und sah mit Ruhe und frohem Vertrauen auf Gottes ferneren Schutz und Beistand der dunkeln Zukunft getrost entgegen, als der harte und lange Winter von 1835 eintrat, welcher einen eben so unerwarteten als verderblichen Sturm über das gemüthliche Hauswesen heraufbeschwor.

Eines Abends, — Eltern und Kinder saßen just an dem hochlobernden Herdfeuer, — sagte Elisabeth, das Töchterlein, für ihr Alter ein recht verständiges Mädchen: „Mutter, hört Ihr nichts? Es tönt gerade, als ob Wölfe draußen vor dem Hause heulten.“

„Das ist eben nichts Ungewöhnliches,“ meinte der Vater.

„Aber in der vorigen Nacht war es sehr laut!“ ängstigte sich die Kleine, „und jetzt auch wieder so. Hört nur!“

„Das will gar nichts heißen gegen die Zeit, wo du noch ein kleines Kind warst!“ tröstete Kaspar.

„Aber, Vater,“ fiel ihm der junge Heinrich in's Wort, „ich hörte heute, daß die Kälte und der tiefe Schnee die Wölfe sehr kühn macht, und daß sie um die Häuser herumstreichen, um Nahrung zu suchen.“

„Hier, denke ich, werden sie nicht viel finden,“ entgegnete der Vater, „und darum auch nicht lange bleiben. Aber —“

„Höre nur, Kaspar,“ fing die Mutter warnend an, „Elisabeth hat Recht! Die Wölfe heulen jetzt gerade unter unserm Fenster! Gott erbarme sich des armen Wanderers, der heute Nacht im Freien zieht!“

Der Vater, ohne ein Wort zu sagen, stand auf, nahm seine lange Flinte von der Wand herab, sah nach dem Zündkraut und spähetete, an das niedere Fenster tretend, in das helle Mondlicht hinaus, das der glitzernde Schnee widerstrahlte.

„Wahrhaftig! Da sind mehr als hundert von den hungrigen Bestien!“ rief er ziemlich unruhig aus. „Ich hatte es ganz vergessen, daß wir heute geschlachtet haben und der Blutgeruch sie nun wird herbeilocken. Ei ja, die geschlachteten Schweine hängen leider noch draußen! Heinrich, flink, nimm dein Gewehr!“

„Wozu, lieber Mann, wozu!“ forschte die Mutter bekommen.

„Um die Wölfe zu verjagen und die Schweine hereinzuholen,“ antwortete Kaspar. „Sie hängen zwar ziemlich hoch, aber die hungrigen Bursche sind nicht faul im Springen. Ohne unser Schweinefleisch würden wir einen traurigen Winter haben; da ging's gar knapp bei uns her!“

„Aber doch immer noch besser, wir verlieren es, als wenn ihr ener Leben auf's Spiel setzt,“ widerrieth die Hausmutter.

„Bah, bah, ich bin ein zu alter Jäger, um mich von einer Meute feiger Wölfe ins Bockshorn jagen zu lassen,“ sagte Kaspar muthig. „Komm, Heinrich, und du, Mutter, stell' dich an die Thüre.“

Er sprach's, riß einen Feuerbrand vom Herde, trat kühn hinaus und schleuderte denselben unter die heulenden Wölfe.

Sinen Augenblick stoben sie auseinander, aber nur einen Augenblick. Rasend vor Hunger und lech und frech durch ihre große Zahl, sammelten sie sich wieder mit glühenden Augen und schnappenden Rachen. Sie hatten das auf dem Boden verschüttete Blut gekostet, auch eines der Schweine heruntergerissen, und hatten nicht die geringste Lust, sich den andern feisten Schmaus gutwillig rauben zu lassen.

Kaspar und Heinrich schossen zu gleicher Zeit ihre Flinten ab und zwei der Bestien stürzten zusammen und wälzten sich im Todeskampfe. Aber zu was half's! Die andern wurden dadurch verwegener, denn die beiden gefallenen dienten alsbald, in Stücke zerrissen, den noch lebenden zum Fraße. Doch hatte dadurch der muthige Kaspar



Unheimlicher Nachtsuch.

Zeit erhalten, sich des übriggebliebenen Schweines zu bemächtigen und, mit demselben auf der Schulter, trat er den Rückzug an, während der ebenfalls nicht verzagte Heinrich ihm mit hochgeschwungenem Flintenkolben auf dem Fuße folgte.

„Lauf, Heinrich! Frau, mach' die Thür auf!“ rief dringend der Vater, aber leider war es zu spät!

Von allen Seiten hatten die wüthenden Wölfe sie umzingelt und ihnen den Rückzug vollständig abgeschnitten. Doch auch jetzt verzagte der muth-erfüllte Mann noch nicht.

„Weiche nicht von meiner Seite, Heinrich, denn, wie's scheint, werden wir uns tüchtig zu wehren haben!“ rief Kaspar ermunternd seinem Sohne zu, indem er das Schwein mitten unter die bellende grimmige Wolfschaar warf. Dadurch gelang es ihm, ihre Aufmerksamkeit während eines Augenblicks zu beschäftigen. Beide benützten diesen kurzen Stillstand und erreichten unversehrt das Haus.

„Gott sei's gedankt!“ freute sich Kaspar. „Jetzt aber, schließt die Thür, schließt die Thür! Um's Himmels willen, schnell, nur schnell!“

Aber eine Menge Eis und Schnee war zwischen Schwelle und Thür gefallen, und alle Bemühung, sie zu schließen, war vergebens. Immer noch blieb eine breite Deffnung.

„Geschwind, steigt Alle die Leiter hinauf! Ich will die Bestien unterdessen abhalten! Nur geschwind!“ drängte der Hausvater.

Mutter und Kinder stiegen so schnell als möglich in den obern Raum, während Kaspar die hereindringenden Wölfe mit dem schweren Flintenkolben niederschlug. Als die Seinen alle oben waren, benützte er rasch einen günstigen Augenblick und folgte ihnen nach an den sichern Zufluchtsort.

Jedem Herzen entrang sich ein stilles Dankgebet, als sie den Strom dunkler Gestalten mit den unheimlich glühenden Augen durch die offene Thüre sich hereindrängen sahen, als das heulende Geschrei der Raubthiere ihnen gellend in die Ohren scholl.

Wie die Wölfe so in die Höhe sprangen und nutzlos wieder zurückfielen, wie sie mit einander rauften und kämpften und sich herumzerzten, bellten und heulten, hätte man glauben können, daß eine Schaar von bösen Geistern drunten ihr Wesen treibe.

„Mutter und Kinder,“ ermahnte Vater Kaspar, „danket dem lieben Gott von ganzem Herzen, daß wir in Sicherheit sind!“

„Vater,“ sagte das Töchterlein mit zitternder

Stimme, „die bösen Wölfe haben die Schindeln im Schlot gerochen und springen darnach; wenn sie die Feuerbrände umherstreuen, so werden wir —.“

„Gott sei uns gnädig!“ jammerte der trostlose Vater, als er sah, wie die umherfliegenden feurigen Holzstücke einen Theil des trockenen harzigen Holzwerks in der Nähe ergriffen hatten und einen erstickenden Rauch verbreiteten.

„Bedeckt euer Gesicht,“ rief er, „sonst müßt ihr ersticken!“

Unterdessen war es den Wölfen gelungen, eine Stange mit Schindeln herunterzureißen, um die sie sich stritten und balgten. So sehr hatte der Hunger ihre Natur verändert, daß sie selbst das Feuer nicht scheuten.

Jetzt hatte die Hitze, welche sich in dem Wohnungsraume verbreitete, den Schnee und das Eis an der Thürschwelle geschmolzen und die schwere Thüre war zugefallen und hatte die Wölfe zu Gefangenen gemacht. Dieß war eine neue Enttäuschung für die bedrängte Familie, denn bisher hatte Kaspar gehofft, daß die um sich greifenden Flammen die Bestien vertreiben und daß er und die Seinigen dann Gelegenheit finden würden, in's Freie zu entkommen. Wollten sie da bleiben, wo sie sich befanden, so war es ihr sicherer Tod; wollten sie aber mittelst der heraufgezogenen Leiter wieder hinabsteigen, so dursten sie nichts Anderes erwarten, als augenblicklich in tausend Stücke zerrissen zu werden.

Und nochmals rief der Vater mit zitternder, aber doch entschlossener Stimme: „Bedeckt euer Gesicht, daß ihr nicht erstickt! Ich will hinunterspringen und den Ausgang wo möglich erkämpfen!“

„Dann wirst du keine Minute am Leben bleiben, lieber Kaspar!“ jammerte die Mutter, verzweiflungsvoll ihn fest haltend.

„Vater, das Dach!“ ruft plötzlich die kleine Elisabeth.

„Dich sendet der Himmel als einen Engel der Gnade und der Rettung! Der Gedanke ward dir vom barmherzigen Gott eingegeben!“ rief er muthig und gestärkt der schwerbesorgte Hausvater und riß hastig eine Reihe Schindeln vom Dache weg, und obgleich das Feuer dadurch nur neue Nahrung erhielt und den Bedrängten die Kleider, Gesicht und Hände versengte, so gelang es doch Allen, ohne größere Gefährdung, das Freie zu erreichen und im Stalle Schutz zu suchen und zu finden.

In dem Blockhaus entstand mittlerweile ein Reigen, Springen, Toben, Winseln und Heulen, daß man fast meinte, alle bösen Geister seien los und hielten wilde Jagd miteinander.

Mit fürchtbarer Schnelle hatten unterdessen die Flammen um sich gegriffen und es dauerte eine Viertelstunde, so stürzte das Dach des Blockhauses in sich zusammen und begrub die wüthende Wolfschaar unter seinen Trümmern. Damit war auch die Gefahr für die etwas entfernt stehende Scheuer und die Stallung, welche Kaspar zuerst befürchtet hatte, beseitigt. Die Familie hatte zwar ihr Obdach und einen Theil ihrer sahirenden Habe verloren, aber doch ihr Leben gerettet, wofür sie dem treuen Gott von Herzen dankbar war.

Nach wenigen Tagen schon wurde, unter Mithilfe der guten Nachbarn, ein neues Blockhaus aufgerichtet und für die nothwendigsten Bedürfnisse der Abgebrannten durch mildthätige Beisteuer bestens gesorgt. Die Hinterwäldler, — so nennt man gewöhnlich die amerikanischen Ansiedler, — sind zwar ein rauhes, ziemlich barbares Geschlecht, haben aber das Herz auf dem rechten Fleck.

Kaspar König, der durch Fleiß und Ordnung und Sparsamkeit zum wohlhabenden Manne geworden ist, machte, zu Ende der sechziger Jahre, einen Besuch in der fränkischen Heimath und erzählte gern, mit dankerfülltem Herzen, von der angstvollen Nacht, die über ihn und seine Familie so plötzlich hereingebrochen, aber mit Gottes gnädiger Hilfe glücklich vorübergegangen war.

Das unheimliche Haus.

Im südlichen Theile der Grafschaft Kilkenny, in Irland, lebte ein armer Pächter, Michael Keilly mit Namen. Er hatte ein kleines Häuschen in Pacht, nebst einem unbedeutenden Stück Ackerfeld, mit Kartoffeln bepflanzt. Aber er war ein gewandter und fleißiger Mann, und seine Frau, die Käthe, galt als die beste Spinnerin weit und breit und fand immer Gelegenheit ihr Gespinnst in der Stadt Kilkenny gut zu verkaufen. So kam es, daß die beiden kinderlosen Eheleute keinen Mangel litten und glücklich und zufrieden miteinander lebten. Nur eine Schattenseite gab's in dem Haushalt, denn Michael Keilly, sonst ein gutmüthiger und treuherziger Bursche, liebte viel zu sehr den Trunk, und diese unselbige Neigung wurde die Ursache seines Unglücks.

Als er eines Tages auf dem Markt zu Kilkenny war und in einer Schenke zu viel getrunken hatte, verspielte der Veranlaßte alles Geld, welches er soeben beim Verkauf eines fetten Schweines und des von seiner Frau gesponnenen Garnes, das diese ihm mitgegeben, erhalten. In seiner Verzweiflung gerieth er in die Hände eines Wer-

bers, und das von demselben ihm gebotene, reichliche Handgeld verlockte ihn. Noch ehe der Morgen tagte, war der arme Mann schon in ein Regiment eingeschrieben und aufgenommen, welches nach dem fernen Ostindien bestimmt war, und mußte, um mit seinen neuen unbekanntenen Kameraden eingeschifft zu werden, nach der Stadt Cork wandern.

Keilly schrieb, so gut er's konnte, noch schnell einen Brief an seine Frau, worin er ihr sein selbstverschuldetes Unglück klagte und dringend sie bat, ohne allen Verzug nach Cork zu kommen, damit sie wenigstens in Liebe und Freundschaft Abschied von einander nehmen könnten. Beim Empfang dieses Briefes, weinte Katharina viele Thränen des Grames und der Sorge, faßte jedoch schnell einen Entschluß; ihres unglücklichen Mannes Bitte sollte erfüllt werden. „Ich werde ihn noch einmal sehen“, sagte sie, „und vielleicht läßt man mich mit ihm ziehen über das weite böse Meer. O gewiß, sie werden nicht so hartherzig sein, Mann und Weib von einander zu trennen!“

Bereits am andern Morgen brach die treue Gattin auf, nachdem sie sich von ihren und Keilly's Kleidungsstücken ein Bündel zurecht gemacht und ihr dürftiges Häuschen sorgfältig verschlossen hatte. Den etwa zwanzigstündigen Weg nach der Stadt Cork, hoffte sie in zwei Tagen zurückzulegen. Es war gegen Ende des Junimonats und das Wetter günstig. Glücklicherweise ging der erste Tag vorüber, allein am zweiten wurde der Weg ihr immer mühsamer, denn des langen, anhaltenden Gehens war sie nicht gewohnt. Zur Mittagszeit suchte sie sich ein schattiges Ruheplätzchen an einem Bache, in dessen kühles Wasser sie ihre wunden und geschwollenen Füße tauchte. Sie wollte nur eine kurze Weile sich erholen, doch vor Ermattung und Hitze sank sie bald unbewußt in tiefen Schlaf, aus dem sie gegen Abend erst erwachte. Wie erschrocken sie aber, als sie ihr kleines Bündel nicht mehr neben sich fand; das war ihr gestohlen worden während des stärkenden Schlafes! Tief betrübt schritt sie weiter, bis endlich die Dunkelheit hereinbrach; Hunger und Müdigkeit stellten sich ein und doch entdeckte die Arme, so sehr sie auch umherspähte, nirgends eine menschliche Wohnung, die ihr Obdach, Labung und Ruhe hätte bieten können. Rathlos setzte sie sich auf eine Bank an der Straße nieder und weinte bitterlich.

Plötzlich hörte sie den Schall nahender Fußtritte; sie wandte sich um und sah einen Mann herankommen, den sie, trotz seines seltsamen Aussehens, augenblicklich erkannte. Es war Halloran, der

Krämer, welcher seit dreißig Jahren in allen Flecken und Dörfern der Grafschaft umherwanderte, um seine Waaren zu verkaufen. Er war etwas wunderlich ausgestattet: Er trug eine wollene Mütze, die seine weißen Haare nur theilweise bedeckte, und einen weiten Friesmantel, welcher um seinen Hals befestigt war und dazu diente, das Köstchen mit den Waaren vor dem Regen zu schützen. In der Hand hielt er jederzeit einen starken Eisenstock. So alt der wandernde Krämer auch war, sah er doch immer noch frisch und kräftig aus. Weil er stets heiter und fröhlich dreinschaute, so war er beliebt in der ganzen Grafschaft, und in jedem Hause ein wohlbekannter und willkommener Gast.

Dieser Halloran kam eben von dem Markte in Kliffen, und schien gute Geschäfte gemacht zu haben, denn sein Waarenkästchen war beinahe leer geworden. Er redete die junge Frau freundlich an und fragte, was sie hier treibe. Katharina erzählte ihm Alles, was geschehen war und schilderte weinend ihre traurige Lage. Der gutmüthige Krämer bedauerte sie herzlich und fragte: „Was gedenket Ihr nun zu thun, arme Frau?“

„Ich will und muß nach Cork!“ klang die entschlossene Antwort.

„Ja, das ist aber für heute ganz und gar unmöglich!“ meinte Halloran.

„Dann muß ich hier liegen bleiben und sterben!“ jammerte das arme Weib unter heißen Thränen.

„Sterben? Nein, das darfst Du nicht! Du darfst nicht sterben, so lange Peter Halloran noch lebt!“ tröstete der freundliche Mann. „Ich werde doch wahrhaftig nicht ein schwaches Weib einsam und allein lassen in dunkler Nacht. Nur Muth gefaßt! Nicht ganz eine halbe Stunde von hier ist das Haus von Biggy Hogan; dort werden wir wohl eine warme Suppe bekommen und ein Nachtlager. Frisch auf und gutes Muths! stütze Dich auf meinen Arm und vorwärts in Gottes Namen!“

Und so ging's denn voran. In einer halben Stunde gelangten die Wanderer wirklich an ein einzelnstehendes Haus, ein wenig seitwärts von der Straße. Ueber der Thüre war eine lange Stange befestigt, mit einem Bündel Stroh an der Spitze, dem Herbergzeichen. Die Nacht war unterdessen gänzlich hereingebrochen. Halloran pochte sehr lange und sehr stark an die verschlossene Thüre, welche endlich langsam und vorsichtig geöffnet wurde. Ein altes, in Lumpen gehülltes Weib, ein Binsenlicht in der Hand haltend, kam zum Vorschein und ließ die beiden Reisenden eintreten. Küche und Stube, vom Rauch geschwärzt, zeugten von Glend und bitterer Armuth.

„Nun, Biggy, was habt Ihr für uns zum Nachtmahl?“ war des Krämers erste Frage, nachdem die Alte das ärmliche Licht niedergelegt hatte.

„Wenig genug, nämlich nichts,“ war die kurze und mürrische Antwort.

„Gott sei's gedankt, daß wir auf eure Vorräthe nicht warten dürfen!“ sagte Halloran und zog aus einem Bündel, das er unter seinem Friesmantel trug, ein Stück Fleisch, Speck, ein halbes Brod und einige Kartoffeln hervor. Die mürrische Alte stand, beim Anblick dieser Herrlichkeiten, mit verklärtem Blicke auf, blies die Asche auf dem Herde wieder an, legte die Kartoffeln hinein und bereitete die Mahlzeit. Unterdessen hatte sich der Krämer auf den zweiten noch vorhandenen Stuhl gesetzt und meinte theilnehmend: „Bei Euch, Biggy Hogan; haben sich, wie ich merke, die Zeiten arg geändert! Wo ist denn Euer Mann und Euer Sohn Barney?“

„Wo sie sind? Ja, wo sollen sie sein? Fort!“ war die etwas verlegene Antwort.

„Was ist denn auch aus Euerm Barney geworden?“ forschte Halloran weiter. „Er war ja früher ein tüchtiger Arbeiter und ein braver Sohn. Ich dachte sonst immer, so lange der gute Bursche den Spaten führen und noch Torf stechen kann, wird er seine alten Eltern nicht darben lassen.“

Bei Erwähnung ihres Sohnes erhob die Alte das Haupt unmerklich, ließ es jedoch schnell wieder sinken, und murmelte unmutig: „Barney arbeitet nicht mehr für den Herrn.“

„Und warum denn nicht?“ forschte der Krämer weiter.

Die Frau zögerte lange mit der Antwort, sagte endlich aber doch: „Er hat mit dem Edelmann einen Streit gehabt, sonst weiß ich nichts von der Sache. Barney hat eben wildes Blut. Seit jenem Tage geht er auf bösen Wegen und sein alter Vater folgt ihm. Beide sind stolz und trotzig. Ich habe schlimme, sehr schlimme Zeit mit ihnen, daß Gott erbarm!“

Mittlerweile waren die Kartoffeln weich geworden, und unsere Wanderer machten sich zum Essen bereit. Der gutmüthige Krämer gab der armen, müden Katharine das Beste von allem was er hatte. Sie war just im Begriff, sich's recht schmecken zu lassen, als sie zufällig einen Blick auf die alte Biggy warf, deren Augen begierig und hungrig auf das Brod in ihrer Hand blickten. Mitleidig hielt sie ihr dasselbe hin und sagte gutmüthig: „Nehmt, Mutter, und eßt mit uns! Es ist genug für alle drei und bleibt sogar noch 'was übrig.“

Gott vergelt's Euch!" dankte die Alte, griff hastig zu, zog sich in einen Winkel zurück und verzehrte mit gierigem Heißhunger die erhaltene Speise.

Während des Essens kamen die beiden Hogan's, Vater und Sohn, heim. Es war leicht zu merken, daß sie die unerwarteten Gäste nicht mit Freuden erblickten. Der Vater bot dem Krämer einen mürrischen Gruß, und der Sohn setzte sich, mit einem halbunterdrückten Fluche, am Kamine nieder, der Gesellschaft den Rücken kehrend und im Feuer herumstöbernd. Halloran betrachtete Vater und Sohn mit Erstaunen und Befremden, allein das Mitleiden über ihre dürftige Lage beschwichtigte den in ihm aufsteigenden Unwillen ob der sonderbaren, nicht's weniger als angenehmen Menschen. Allgemeine Stille herrschte in dem düsteren Raume.

Um etwas Leben und Heiterkeit zu wecken, begann der Krämer vom Markte in Kilkenny zu erzählen. Unfluger Weise that er groß mit dem guten Erfolg, den sein Handel dort gehabt und zeigte prahlend sein fast ganz leeres Waarenkästchen. Er nahm die zwei noch darin befindlichen Taschentücher heraus und schenkte das eine davon seiner Reisegefährtin Katharine, das andere der alten Wirthin, der Biggy. Dann klopfte er an seine Tasche voll klingender Münze und versprach, daß er morgen seine Begleiterin mit einem guten Frühstück bewirthen wolle. Zugleich warf er einen silbernen Schilling auf den Tisch und befahl der Alten, dafür eine tüchtige Schüssel Milchbrei zu besorgen und mit Tagesanbruch bereit zu halten.

Die vorsichtige Katharina wurde durch diese prahlerischen Reden in große Angst und Unruhe versetzt. Sie glaubte zu bemerken, daß die beiden Hogan's, Alt und Jung, unheimliche und verdächtige Blicke wechselten. Es graute ihr je mehr und mehr vor den beiden wüsten Gesellen. Sie stand drum vom Tisch auf und bat den geschwägigen Krämer mit freundlichen Worten zu Bette zu gehen, weil sie ja frühzeitig wieder aufbrechen müßten. Die Alte zündete eine Laterne an und führte Katharine eine baufällige Treppe hinauf in eine elende Kammer. Dort standen zwei Betten, die durch einen schmutzigen Vorhang, welcher die Kammer ihrer ganzen Länge nach in zwei Hälften theilte, von einander getrennt waren. Nachdem die Alte das erstere dieser ärmlichen Betten Katharinen angewiesen hatte, während sie das entferntere für den Krämer bestimmte, wünschte sie ihr eine gute Nacht, stellte die Laterne auf den holperigen Fußboden und entfernte sich. Die junge Frau sand's gerathen,

sich nur theilweise zu entkleiden, löschte sodann die Lampe, verrichtete ihr Nachgebet und legte sich nieder. Eine Viertelstunde nachher kam Halloran herauf. Als er am Fuße des Bettes seines Schützlings vorüberging, wünschte er noch Gottes Schutz und Segen und eine ruhige Nacht. Dann warf er sich auf sein Lager und war, wie sich aus seinen tiefen und regelmäßigen Athemzügen schließen ließ, nach wenigen Minuten in festen Schlaf versunken.

Trotz der Stille, die nun ringsum im Hause herrschte, konnte Katharine nicht schlafen. Zimmer wieder standen die unheimlichen Gesichter der beiden Männer drunten in der Wirthsstube vor ihren Augen, was sie mit Grauen und Bangigkeit erfüllte. Eben wollte sie aufstehen und ein wenig das Fenster öffnen, um an der frischen Luft sich zu erquicken, als sie das Flüstern mehrerer Stimmen hörte. Still und lauschend blieb sie liegen. Vorsichtig und leise wurde die Thüre geöffnet und geräuschlos traten die beiden Hogan's herein. Sie näherten sich Hallorans Bette; ein dumpfer Schlag erdröhnte! Katharina vernahm darauf ein schwächer und schwächer werdendes Geräusch, wie von einem krampfhaften Widerstande, woraus sie nur zu leicht schließen konnte, daß der Alte und sein Sohn den guten betagten Krämer erwürgten. Schrecken und Entsetzen kamen über sie, wie auch die Furcht, daß nunmehr an sie die Reihe kommen werde. Zu gleicher Zeit aber ward es ihr klar, daß sie möglicherweise sich retten könnte, wenn sie sich schlafend stellte. Ganz still blieb sie daher liegen; ruhig und regelmäßig ging ihr Athem, wie bei einer Schlämmernden.

Jetzt traten die Mörder an Katharina's Bett und hielten ein Licht ganz nahe an ihre geschlossenen Augen. Sie regte und rührte sich nicht, so schwer ihr's auch wurde. Nun folgte eine Stille, sodann ließ sich wieder ein Flüstern vernehmen. Der ängstlich Lauschenden kam's vor, als hörte sie eine dritte, eine bittende Stimme, jedoch verstand sie kein Wort von der Unterredung. Die Glenden entfernten sich endlich, und sie blieb allein mit dem in ihrer Nähe Ermordeten, voll Grausen und Entsetzen. Nur der Gedanke, daß eine Flucht ganz unmöglich war und daß sie bloß auf diese Weise ihr Leben retten könnte, bewog sie, still liegen zu bleiben. Dies war auch ihr Glück, denn ehe sie's ahnte, öffnete sich plötzlich wieder die Thüre mit großer Behutsamkeit und die alte Hogan lauschte herein mit vorwärts gebogenem Kopfe. Nach wenigen Augenblicken schloß die Thüre sich wieder und von Neuem begann draußen ein Geflüster, von welchem aber Katharina zuerst nichts verstehen konnte. Endlich ward

die Stimme der alten Frau heftiger und lauter; die Horchende vernahm deutlich die Worte: „Wenn du ihr ein Leid anthust, Barney, so kommt Deiner Mutter Fluch über dich. Es ist genug an einem Morde!“ — „Soll sie aber leben bleiben und uns an den Galgen bringen?“ widerredete Barney“, worauf die Mutter entgegnete: „Ehe das geschieht, stoße ich ihr selber das Messer in die Kehle. Aber fürchte nichts! sie schlief ganz fest und hat nichts gehört. Zudem hat sie das Brod von ihrem Munde genommen und es mir gegeben!“

Nun wurde dieses Gespräch leiser und daher unverständlich für Katharina. Bald öffnete sich die Thür abermals; Vater und Sohn traten herein um des Ermordeten Leichnam fortzuschaffen, was still und schweigsam geschah. Während dessen aber stand die Alte dicht an Katharinenes Bett und ließ von Zeit zu Zeit den Schein des Lichtes voll auf das Gesicht der vermeintlich Schlafenden fallen, die sich still und regungslos verhielt. Endlich entfernte sich die schuldbeladene Familie, und Katharina wurde in der Nacht nichts mehr gewahr.

Die lange, lange Nacht des Grauens und Schreckens ging endlich langsam schleichend vorüber. Katharina stand auf, kleidete sich völlig an und ging hinab in die Küche. Dort traf sie die Alte und fragte sie, scheinbar ganz überrascht, nach ihrem gutmüthigen Reisegefährten, der, wie sie eben bemerkt, sein Bett schon verlassen hatte. Die heuchlerische Alte versicherte, Halloran habe noch einen nothwendigen Gang zu besorgen gehabt und sei darum ganz frühe aufgebrochen. Katharina stellte sich, als ob diese Nachricht ihr höchst unangenehm sei, besonders da der wohlthätige Mann versprochen habe, für ihr Frühstück zu sorgen.

„Das hat er auch gethan,“ beruhigte die Wirthin, „und sogar schon Alles bezahlt.“ Solches sagend, stellte sie eine große Schüssel mit Milch und Brod vor die junge Frau, setzte sich dann ihr gegenüber auf einen Stuhl und betrachtete sie aufmerksam.

Die arme Katharina! Sie hatte nicht die geringste Lust zu essen und jeder Bissen schien sie erstlich zu wollen. Aber sie nahm allen ihren Muth zusammen, bezwang ihre Beklommenheit und verzehrte das Frühstück mit anscheinend gutem Appetit. Während des Essens erkundigte sie sich auch nach den abwesenden Männern und erhielt den Bescheid, beide seien schon vor Tagesanbruch fortgegangen, um auf einer zwei Stunden entfernten Wiese Torf zu stechen. Dann stand

Katharina auf, dankte für die gute Bewirthung und verabschiedete sich.

Der einsame, durch Felser und Matten führende Weg, wurde der armen, jungen Frau sehr schwer. Oft glaubte sie leise Schritte hinter sich zu hören; jeder Hede nahete sie mit Furcht und Zagen. Ihr graute, daß die beiden Männer dahinter versteckt sein und auf sie losstürzen möchten. Jedoch sah sie sich nicht ein einziges Mal um und ging weder schneller noch langsamer. Ungefähr eine Viertelstunde weit war sie so von dem Hause gekommen und näherte sich eben einem dichten Gehölze, als sie auf der andern Seite des Weges ein altes Weib in einem abgetragenen, rothen Mantel erblickte. Zu ihrem Schrecken sah sie, als sie näher kam, daß es Barney Hogan, des Krämers ruchloser Mörder war, der sich in diese Verkleidung gesteckt hatte. Sein Gesicht war fast völlig durch ein blaues Tuch verhüllt, das um den Kopf gebunden und unter dem Kinn zusammengeknüpft war. Doch seine wilden unheimlichen Augen ließen ihn gleich erkennen. Katharina näherte sich ihm ohne das leiseste Zeichen von Urruhe oder Bestürzung, denn sonst, das fühlte sie wohl, wäre sie rettungslos verloren gewesen. Im Vorübergehen rief sie mit fester und fröhlicher Stimme: „Guten Morgen, Mutter! heute gibt's einen schönen Tag!“

„Einen schönen Tag, ja, ja!“ antwortete Barney hustend und mit verstellter Stimme, „aber ich komme schon aus der Stadt und bin sehr müde.“

Katharina wollte fürbaß gehen, allein die verummte Gestalt streckte eine große, knochige Hand hervor und faßte sie beim Rock. Sie erschrad wohl, verlor aber den Muth nicht. „Schätzchen“, sagte der Unhold in weinerlichem Tone, „habt Ihr denn gar nichts für eine arme, alte Frau?“

„Nichts, gar nichts! bin selber arm!“ versicherte die junge Frau, indem sie ruhig ihr Kleid frei machte, aber dennoch stehen blieb; erst gestern ist mir meine ganze Habe gestohlen worden. Nur die Kleider hier hat man mir gelassen. Hätten sich nicht Gott und gute Leute meiner erbarmt, so wäre ich am Wege gestorben.“

„Ach, du lieber Himmel! ist denn kein Ort in der Nähe, wo eine alte Frau, die beinahe ver-schmachtet, ein Stück Brod und einen Trunk frischen Wassers bekommen kann?“ klagte der Verknappte.

Katharina deutete rückwärts auf das vorhin verlassene, unheimliche Haus und sagte: „Dort wohnen brave Leute, wenn sie gleich auch arm sind. Ich wünsche Euch, Mutter, ein eben solches Glück, wie es mir zu Theil geworden, nämlich,

inen guten Freund, der Euch ein Abendessen besorgt und noch ein Frühstück dazu. Dort liegt das Haus. Es steigt Rauch aus dem Schornstein, drum sind sie auch wohl noch daheim. Nun, Gott behüte Euch! Lebt wohl!“

Solches sagend und wünschend, schritt sie weiter. Der durch ihr ruhiges, unbefangenes Wesen getäuschte Mörder, ließ sie auch ungehindert ihren Weg fortsetzen, was sie langsam, ohne umzuschauen, that. Allmählig jedoch beflügelte sie ihre Schritte immer mehr und mehr, weil sie sich nicht beobachtet glaubte, wie's wirklich auch war.

Endlich sah Katharina das Ziel ihrer lebensgefährlichen Reise, die Stadt Cork, vor sich liegen, als plötzlich zwei Männer, die auf einem Seitenwege daherkamen, auf sie zueilten. In ihrer Herzensangst meinte die Arme, die beiden Hogans in denselben zu erkennen und rüstete sich mit neuem Muthe, um auch diese Prüfung standhaft zu bestehen. Jetzt erhob einer der Nahenden mit freudigen Geberden seine Hände, ließ ihr rasch entgegen und rief ihren Namen mit lauter Stimme, deren Klang sie wonnesam durchzuckte. Es war Michael Keilly, ihr geliebter und beweinter Gatte!

Bis zu diesem Augenblick hatte Katharina sich standhaft und aufrecht gehalten; nun aber, da alle Gefahr vorüber war, schwanden ihre Kräfte. Sie wollte rufen, sie wollte ihre Arme, zum Zeichen des Wiedererkennens, erheben, allein die Stimme versagte ihr und die Arme sanken kraftlos wieder herab. Und als Keilly ganz nahe herbeigekommen war, als sie nochmals sich anstrengte zum Entgegenneilen, fiel sie ohnmächtig und unter heftigen Krämpfen zur Erde!

Ihr Gatte und dessen Begleiter holten schnell etwas Wasser aus einer benachbarten Quelle und besprengten damit die Bewußtlose, bis sie endlich wieder zu sich kam. Nun stieß sie ein wildes Geschrei aus und rebete in abgebrochenen unzusammenhängenden Worten von ganz entsetzlichen Dingen. Vergebens suchten die beiden Männer sie zu beruhigen und brachten endlich die Unglückliche in das Wirthshaus von Balgowna, nur eine halbe Stunde von Cork entfernt. Hier erholte sie sich allmählig und konnte die schrecklichen Ereignisse der vergangenen Nacht erzählen.

Ein höherer Gerichtsbeamter, der sich gerade in dem Wirthshause befand, hörte die schaurige Geschichte und eilte ohne Säumen in die Stadt, um die nöthigen Maßregeln zu veranstalten. Schon im Laufe der kommenden Nacht wurde das Haus der Hogans von der Polizei umzingelt. Es war aber ganz verlassen und leer. Unter

Schutt und Trümmern, ganz in des Hauses Nähe, fand man den Leichnam des alten, unglücklichen Krämers.

Nun wurde die ganze Umgegend aufgeboden, und die Nachforschungen nach den Mördern mit dem größten Eifer betrieben. Bereits am nächsten Tage gelang es, denselben, nebst der Mutter, habhaft zu werden und sie in's Gefängniß zu bringen. Das Schwurgericht, welches eben in der Stadt Cork versammelt war, sollte die schändlichen Thäter verhören, und das Urtheil über sie fällen. Die Hauptzeugin war Katharina. Auf ihres Mannes Arm gestützt, erschien die muthige Frau vor den Geschworenen und erzählte ruhig, jedoch fest und entschieden, was sie erlebt hatte. Das Urtheil konnte nicht zweifelhaft sein. Vater, Mutter und Sohn wurden zum Tode verurtheilt, und das von Rechtswegen!

Weinend legte Katharina herzliche Fürbitte ein für die alte Frau, welche ihr das Leben gerettet hatte, und ihr ward die Freude zu Theil, ihre Bitte erfüllt zu sehen. Die Alte wurde begnabigt, doch auf Lebenszeit nach Australien verbannt; die beiden Männer hingegen büßten ihre Frevelthat mit dem Tod am Galgen! —

Die Todesangst und die Leiden welche Katharina bestanden, erregten allgemeine Theilnahme, und ihr schlichtes, einfaches Wesen erhöhte dieselbe noch um Vieles. Zu ihrem und ihres Gatten Besten wurden bedeutende Geldsummen gesammelt, mittelst welcher, vorerst, Keilly wieder von dem Soldatenstande losgekauft werden konnte. Auch der Gerichtsbeamte, welcher mit ihr in dem kleinen Wirthshause zu Balgowna zusammengetroffen war, machte ihr ein ansehnliches Geschenk und bot den nun wiedervereinigten Ehegatten eine kleine Pachtung auf einem ihm gehörigen Gute an. Sie erhielten hier ein sauberes niedliches Wohnhaus und ein ansehnliches Stück Kartoffelland um eine sehr billige Pacht.

Michael Keilly ließ sich sein erlebtes trauriges Schicksal zur Warnung und Lehre dienen; er sagte dem leidigen Trunke ganz und gar ab. Alle, die ihn kannten, freuten sich über den fleißigen und mäßigen Mann. Katharina schaltete und waltete in ihrem neuen friedlichen Heim als wackere, thätige und treue Hausfrau. Gatte und Gattin vergaßen niemals, was sie dem barmherzigen und gütigen Gott für seine Rettung in der Noth schuldig waren. Und so lebten sie nun erst recht glücklich und zufrieden mit einander und priesen den Namen ihres Gottes, der Alles, Alles gut und wohl gemacht hatte, bis an ihr Ende.

Polizeilicher Bescheid.

Aus seiner heitern und sorgenlosen Knabenzeit, die freilich schon länger als sechzig Jahre hinter ihm liegt, ist dem Voten ein Stücklein im Gedächtniß geblieben, das er nun den geneigten Kalenderlesern aufzutischen gedenkt. Dazumal, zur Zeit des alten Kaisers Napoleon nämlich, wußte man in der guten Stadt Straßburg noch nichts davon, daß, mittelst eines auf dem Rathhause bezahlten Abonnements, die Straßen und Gassen regelmäßig und säuberlich von dienstbaren Geistes, welche freilich gar nichts ätherisches an sich haben, täglich gefehrt wurden. Ein Jedes segte halt vor seiner Thüre, und wo keine Magd in der Familie war, da hielten's die erwachsenen ehrsamten Bürgerstöchter nicht unter ihrer Würde, den Besen selbst in die Hand zu nehmen und das Reinigungsgeschäft zu verrichten. Die gewissenhaft zusammengefügten Haufen wurden dann, zur bestimmten Stunde, von dem sogenannten „Kothschlüßler“ in den Sturzfarren geladen und fortgeführt. Die wachsame Polizei verwaltete mit großer Strenge das ihr zustehende Aufsichtsrecht. Da hatte nun einmal eine Frau vergessen, die Hälfte der Straße vor ihrem Hause zur regelmäßigen Zeit zu fegen, und als sie ihre Verschämniß gewahr wurde und sich an die streng gebotene Arbeit machte, waren die Kehrichthaufen schon alle von der Straße verschwunden. Trotzdem thürmte sie häftig den ibrigen auf, der jetzt mutterjeelenallein das spize Pflaster zierte und ausfah wie ein einzeln stehender kleiner Berg. Hierauf kehrte sie mit ihrem Besen wieder ins Haus zurück und dachte an nichts Arges. Es währte jedoch nicht lange, so kommt einer der Polizeigarden des Quartiers, in seinem hellblauen Rock, den Dreispitz auf dem Kopf, den Säbel über die Schulter hängend und das von den Kindern gefürchtete Meerrohr in der Hand, langsam und gravitatisch die Straße dahergeschritten. Wegen ihres hellblauen Rockes hatten diese Sicherheitswächter den Spitznamen „Blöjele“ erhalten, wie man zu Straßburg die Blaumeisen nennt. Der rings umher spähende Polizeimann war ein geborener Franzose und ehemaliger Soldat, hatte sich aber schon ein wenig die deutsche Sprache angeeignet, wie wir gleich hören werden.

Jetzt gewahrt er den vereinsamten Kehrichthaufen, macht ein gar strenges Amtsgesicht und ruft die gegen die polizeiliche Verordnung handelnde Frau heraus. Diese erscheint zagend, mit schwerem Herzen, und erhält folgenden strengen Bescheid: „Wenn Sie nit glic wecmacht die groß Dreckhuff, so kummt die Herr Kommissär un leggt sich drhn!“

Der vergessene Kuchen.

Im Wartesaal dritter Klasse des Straßburger Bahnhofs saß ganz gemüthlich, — 's war just am Freitag, — eine Bäuerin aus der Umgegend, welche Waaren allerlei Art, Butter und Käse, Rahm und Eier, auf dem Neuen-Markt gut angebracht hatte. Neben ihr auf der Bank stand der mit irdenen und hölzernen Gefäßen, deren Inhalt in der Stadt geblieben, angefüllte Korb und auf der andern Seite lag, behutsam in Papier verpackt, ein saftiger Apfelsuchen, den die mit ihrem Verkauf zufriedene Frau im Vorbeigehen beim Pastetenbäcker mitgenommen hatte, um etwas zum Nachtisch mit heimzubringen für den Sonntag. Im gutbesetzten Wartesaal war's schwül und drückend, so daß der Bäuerin, welche schon seit dem frühesten Morgen auf den Beinen war, vor Müdigkeit die Augen zufielen. Plötzlich gib'r's Rumor im Saale, die Thüre wird aufgeschlossen und der Angestellte ruft mit lauter Stimme: „Nach Lingolsheim, Holzheim, Engheim, Düppigheim u. s. w., einsteigen!“ Die eingebujelte Bauersfrau wird wach, greift schlaftrunken nach dem Korb, vergißt aber im „Dummel“ den Kuchen und eilt mit dem Schwarm hinaus an den Wagenzug, woselbst das Einsteigen rasch vor sich geht. Erst als die schnaubende Lokomotive, „dr Lokemattis“, wie der eiserne dampfende Gaul auch schon im Scherz getauft wurde, sich bereits in Bewegung setzte, wurde die Bäuerin, zu ihrem größten Schrecken, ihre Vergesslichkeit gewahr, streckte voll Verzweiflung den Kopf zum Fenster hinaus und schrie ganz jämmerlich: „De, do vorne! halte noch e Bissel! I habb myne Kueche vergesse!“

Aber unbarmherzig rollte der Zug fort, und um den sonntäglichen Nachtisch war's leider geschehen!

Unschmeichelhafte Versetzung.

In einem winterlichen Abendkränzchen von Herren und Damen wurde gesungen und musiziert, so gut's eben gehen wollte. Das Piano, oder wie man's auch nennt, der Flügel, mußte tüchtig herhalten und seine melodischen Klänge ertönen lassen, von kundigen und unkundigen Händen hervorgerufen. Da geschah's auch, daß ein eitles, eingebildetes Fräulein sich an den Flügel setzte und höchst falsch und stümperhaft spielte, gänzlich zum Ohrenzerreißten. Ein Wigbold sagte schelmisch lächelnd zu seiner Nachbarin, einer Meisterrin in der Musik: „Mir ist ein Flügel an der Gans lieber, als eine Gans am Flügel.“

Aus dem russisch-türkischen Kriege.

(Mit einer großen Abbildung.)

Wie wir's, lieber Leser, wenn wir uns jetzt, ohne große Unkosten und Ermüdung, nach Osten oder, wie man auch sagt, nach dem Orient unseres Welttheils versetzen, um zu sehen, was es dort Neues gibt? Künftig schon frukt's und rammort's in jenen Gegenden und die Kriegesfackel brennt lichterloh und sendet weithin ihren grellen, blutigen Schein! Bereits im Jahr 1876 hatten's die Serben, im Verein mit den mutigen und kampfeslustigen Bewohnern des Gebirgslandes Montenegro, mit den grausamen, schwer sie drückenden Muselmännern, den Türken, zu thun, allein sie zogen den Kürzern, denn viele Hunderte sind des Hosen Tod, und mußten, wohl oder übel, Frieden schließen. Gleich wahren Barbaren haben die Türken, namentlich die Herden der Paschibojaks, unter den Christen gehaunt, mit Feuer und Schwert; unschuldige Kinder und Jungfrauen, hilflose Weiber und Greise wurden unarmherzig hingeschlachtet! — Dieses Jahr aber, 1877, lautet's anders; jezt geht's aus einem andern Tone!

Kaiser Alexander II von Rußland, der mächtige Herrscher, hat der Türkei, dem „kranken Manne“, wie sie schon betitelt worden, den Krieg erklärt, um durch die Gewalt der Waffen den Sultan zu zwingen, seine christlichen Unterthanen mit mehr menschlicher Milde und Schonung zu behandeln, als solches, trotz aller formellen Versprechen und Zusicherungen, bis heute geschahen. Der russische Kaiser sagt, er verpüre keine Eroberungsgelüste; sein Reich ist ja ohnedies schon weit und ausgedehnt genug, und wenn er erhalten, was er zu erstreben sucht, so wird sein Schwert wieder friedlich in der Scheide ruhen.

Die Türken sind ein gar fanatisches Volk, und der Bote hat schon oft gedacht, warum jagt man denn diese Barische nicht wieder zum christlichen Europa hinaus, dorthin wo sie vor Zeiten hergekommen, nämlich nach Asien. Dasselbst handten die eifrigen Anhänger des sogenannten Propheten Mohammed, als Kemaden, auf beiden Seiten des Aralsees, vom Kaspiischen Meere an bis in die Berge des heutigen Turkestan.

Die herrliche Hauptstadt des türkischen Reiches, Constantinopel, vom griechischen Kaiser Constantin auf den Trümmern des ehemaligen Byzanz erbaut, wird von den Türken Stambul genannt. Unter ihrem Sultan Mohammed II begannen sie, am 6. April 1453, die Belagerung derselben und, heißt's in der Weltgeschichte, Constantinopel's letzte Stunde war gekommen. Seine ge-

ringen Verteidigungsmittel schmolzen immer mehr zusammen, und während der grimmige Feind an den Mauern tobte, zerstrag im Innern das Gift der Uneinigkeit die letzte Kraft, denn die vornehmsten Griechen sahen die Verdienste des kriegshundigen Justiniani, des Anführers der neunhundert Mann, welche die Republik Genua zu Hülfe gesendet, mit Vertraß und Schoßsucht an. Die Flotte des Feindes war im Hafen, sein Landheer unter den Mauern, in denen schon eine weite Bresche geöffnet war. Aus astrologischen Grillen bestimmte Sultan Mohammed den 20. Mai 1453 für den Sturm; der Rath der Seinen entflammte er durch das Versprechen, daß Gefangene und Beute ihnen gehören sollten, sich bezieht er nur die Gebäude vor. Am Abend vor dem verbänigsvollen Tage nahm der griechische Kaiser Constantin III, besserer Zeiten und eines schöneren Glückes werth, von den Seinen einen rührenden Abschied. Man umarmte sich unter Thränen, denn nichts schien das Verhängniß mehr übrig zu lassen, als rühmlichen Tod!

So fiel Constantinopel, die christliche Stadt, in die Gewalt der Osmanen, der Anhänger Mohammed's des Propheten! Alle Einwohner, die noch am Leben geblieben, denn etwa zweitausend sind niedergemetzelt worden, wurden als Kriegsgefangene betrachtet, und wer nicht ausgelöst werden konnte, in die Sklaverei verkauft. Die Güter waren der Plünderung des Heeres preisgegeben, aber die Gebäude durfte keine Berührung treffen, denn der siegreiche Sultan selbst wollte künftighin in dem ererbten Constantinopel thronen. Um die aufgelockerte Stadt wieder mit Einwohnern zu füllen, wurden fünftausend Familien aus Kleinasien, unter Ansehung der Todesstrafe, zur Einwanderung gezwungen. Mit der Verwandlung der schönen Sophienkirche, der bisherigen Hauptkirche des griechischen Kaiserreiches, in eine türkische Moschee, war am augenscheinlichsten bezeichnet, daß der dem Christenthum feindselige Glaube nunmehr in der Stadt herrsche, welche ihr Begründer einst unter dem Panier des Kreuzes, wie ein großes Siegesdenkmal desselben, erbaut hatte!...

Von Constantinopel, ihrem Stambul, aus, gelang es den Türken, immer weiter gegen das Abendland vorzudringen und Eroberungen zu machen. Serbien und Bosnien, Rumänien und Albanien, Valachien und Montenegro, die Moldau und die Walachei, fielen in ihre Gewalt und feuerten unter dem eisernen Scpter des Halbmonds. Sogar nach Wien, der Hauptstadt Oesterreich's, gelüftete es den furchtlichen Muselmännern. Im Jahr 1529 zog Sultan Soliman an der Donau

berauf, durch Ungarn, und belagerte die schöne Kaiserstadt. Nie war die dem Abendlande drohende Gefahr, von Seiten der barbarischen Eroberer, größer, denn mit Wien's Halle hätte sich der verheerende Strom über Deutschlands Fluren ergossen! Schon waren weite Brechen in den festen Mauern eröffnet, und zu verschiedenen Malen stürmten die türkischen Schaaren, entflammt von Durst nach Blut und Beute; aber alle ihre Anstrengungen wurden durch den Heldennuth der Besatzung zu Schanden. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman, am 16. Oktober selben Jahres die Belagerung aufzugeben, nachdem in der Umgegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und zehntausend zusammengegeschleppte Gefangene mehrtheils ermordet worden waren. Hierauf zogen die Türken wieder in ihr Land zurück, am Donaustrom hinunter. Drei Jahre später, 1532, versuchte Sultan Soliman nochmals in Oesterreich einzudringen, wurde jedoch abermals zurückgeschlagen. Im Jahr 1683, auf Anstiften Ludwigs XIV, Königs von Frankreich, erklärte der damalige Sultan Mohammed IV dem deutschen Kaiser Leopold I wieder den Krieg, und der Türken Einbruch und ihr Vordringen bis Wien brachte Oesterreich bis an den Rand des Verderbens. Glücklicherweise wurde der Großvezier Kara Mustapha am 12. September vor den Thoren der belagerten Hauptstadt zurückgeschlagen, ebald, wie die Geschichte sagt, König Ludwig XIV ihn mit Geld, Offizieren und Ingenieuren unterstützt hatte. Hier will der Bote noch des Prinzen Eugen von Savoyen, des tapfern Feldherrn, erwähnen, welcher im Jahr 1688 ritterlich gegen die Türken sich schlug, als österreichischer Heerführer, drunten bei Belgrad, Serbiens Hauptstadt, und von dem es in dem allbekanntesten Volksliede unsers edeln, blinden Colmarer Dichters, Gottlieb Konrad Pfeffel, so rührend heißt:

O, Herr, den Reys kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom bräutlichsten Raum,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebte Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Beute
Der Türken Glieder möh'n! —

Der Bote setzt voraus, daß seine geneigten Leser, wenn auch nicht alle, doch gewiß die meisten, das Lied von der Türkenpfeife kennen; ihm ist's frisch im Gedächtniß geblieben aus der Schülerszeit her.

Wir wollen jezt noch der beiden blutigen Belagerungen von 1828 und 1854 auf 1855 gedenken, denen die verwünschenswerthe Türkei Veranlassung gegeben hat, und wenden uns endlich, nach dieser etwas langen Einleitung, welche wir jedoch, des besseren Verständnisses halber, für nöthig erachteten, zum dießjährigen großen Kalenderbilde, das einen der gewagtesten Ueberzüge der Russen, nämlich den bei Sissowa, über die Donau vorstellt, diesen gewaltigen, ostwärts fließenden Strom, dessen harmlose Quelle im Schloßhofe der kleinen Schwarzwalddstadt Donaueschingen entspringt. Dieser größte Strom Europas durchflutet Deutschland und Oesterreich, Ungarn und die Türkei, und ergießt sich, nach einem Laufe von mehr als siebenhundert Begegnungen, in das Schwarze Meer. Wie man's auf dem Bilde sehen kann, zu welchem die Zeichnung an Ort und Stelle aufgenommen worden, ist's just keine Lustfahrt, keine Vergnügungsdreife, welche die Russen da machen, denn die auf dem bewaldeten rechten Stromufer postirten Türken schießen wader ihre Flinten ab gegen die herankommenden linken Eindringlinge, vor denen sie sich jedoch bald zurückziehen und ihr Heil in der Flucht suchen müssen. Wie der aufmerksame Leser ferner bemerken wird, hat das Bächlein aus dem Donaueschinger Schloßhof eine ganz respectable Breite gewonnen.

Durch ihren doppelten Uebergang über die Donau, auf Schiffbrücken und Flößen und in großen Booten, am 23. Juni, bei Braila, und am 27. bei Simniha, gelangten die Russen aus der Walachei nach Valachien, auf dem rechten Stromufer. Dem ersteren wohnte Kaiser Alexander selbst bei, hoch zu Ross, und wurde von seinen Soldaten jubelnd begrüßt, welche beim Anblick ihres hochverehrten Czaren zum lächeln Mühen sich entflammt fühlten. Bei dem zweiten Uebergang belief sich der Verlust der Russen, an Todten, auf 6 Offiziere und 289 Soldaten; 380 wurden verwundet und 88 Mann kamen nicht mehr zum Vorschein und sind wahrscheinlich von den brausenden Fluthen fortgeschwemmt worden.

Die Feindseligkeiten hatten natürlich schon mehrere Wochen vor dem Ueberschreiten der Donau begonnen, gegen welche das russische Heer immer näher und näher heranzog, während eine andere Armee, unter dem Befehl des Generals Boris Melikoff, in Kleinasien einrückte, woselbst jedoch das Kriegsglück anfänglich den Russen nicht günstig war. Auch die Torpedos, eine neuerfundene Art von Sprengmaschinen, die in's Wasser gesenkt werden und beim Streifen eines Schiffes zerplatzen und dasselbe zertrümmern, hatten bereits eine große Rolle gespielt und tür-

burger
oft am
ezent,
Käse,
i zur
Bank
igen,
älte
n in
den
er-
ür
e
je
7

fische
Luft ge
aus ni
D
gefom
ter den
rander
Ballan
allem
Schlad
Wer n
mann,
schreib
tiefften
lowiter
christli
der fan
Deu
Voten
ist doc
Krieg
der T
heute,
licher
auszu
des e
und d
schlau
W
getro
Hery
unam
Alles
Na
nat
gen d
den,
sen d
ihre
schö
ohne
moh
Ber
nach
Arm
zurü
Rag
entb
den
anß
dem

Aus dem russisch-türkischen Kriege.

(Mit einer großen Abbildung.)

Wie wär's, lieber Leser, wenn wir uns jetzt, ohne große Unkosten und Ermüdung, nach Osten oder, wie man auch sagt, nach dem Orient unseres Welttheils versetzten, um zu sehen, was es dort Neues gibt? Längst schon spukt's und rumort's in jenen Gegenden und die Kriegesfackel brennt lichterloh und sendet weithin ihren grellen, blutigen Schein! Bereits im Jahr 1876 hatten's die Serben, im Verein mit den muthigen und kampfeslustigen Bewohnern des Gebirgslandes Montenegro, mit den grausamen, schwer sie drückenden Muselmännern, den Türken, zu thun, allein sie zogen den Kürzern, denn viele Hunderte sind des Hohen Tod, und mußten, wohl oder übel, Frieden schließen. Gleich wahren Barbaren haben die Türken, namentlich die Horden der Baschibuzuks, unter den Christen gehaust, mit Feuer und Schwert; unschuldige Kinder und Jungfrauen, hüßlose Weiber und Greise wurden unbarmerzig bingeschlachtet! — Dieses Jahr aber, 1877, lautet's anders; jetzt geht's aus einem andern Tone!

Kaiser Alexander II von Rußland, der mächtige Herrscher, hat der Türkei, dem „kranken Manne“, wie sie schon betitelt worden, den Krieg erklärt, um durch die Gewalt der Waffen den Sultan zu zwingen, seine christlichen Unterthanen mit mehr menschlicher Milde und Schonung zu behandeln, als solches, trotz aller formellen Versprechen und Zusicherungen, bis heute geschehen. Der russische Kaiser sagt, er verspüre keine Eroberungsgelüste; sein Reich ist ja ohnedieß schon weit und ausgedehnt genug, und wenn er erhalten, was er zu erstreben sucht, so wird sein Schwert wieder friedlich in der Scheide ruhen.

Die Türken sind ein gar fanatisches Volk, und der Bote hat schon oft gedacht, warum jagt man denn diese Bursche nicht wieder zum christlichen Europa hinaus, dorthin wo sie vor Zeiten hergekommen, nämlich nach Asien. Dasselbst hausten die eifrigen Anhänger des sogenannten Propheten Mohammed, als Nomaden, auf beiden Seiten des Aralsees, vom Kaspiischen Meere an bis in die Berge des heutigen Turkestan.

Die herrliche Hauptstadt des türkischen Reiches, Constantinopel, vom griechischen Kaiser Constantin auf den Trümmern des ehemaligen Byzanz erbaut, wird von den Türken Stambul genannt. Unter ihrem Sultan Mohammed II begannen sie, am 6. April 1453, die Belagerung derselben und, heißt's in der Weltgeschichte, „Constantinopels letzte Stunde war gekommen. Seine ge-

ringen Vertheidigungsmittel schmolzen immer mehr zusammen, und während der grimmige Feind an den Mauern tobte, zertraß im Innern das Gift der Uneinigkeit die letzte Kraft, denn die vornehmen Griechen sahen die Verdienste des kriegskundigen Giustiniani, des Anführers der neunhundert Mann, welche die Republik Genua zu Hülfe gesendet, mit Verdruß und Scheelsucht an. Die Flotte des Feindes war im Hafen, sein Landheer unter den Mauern, in denen schon eine weite Bresche geöffnet war. Aus astrologischen Grillen bestimmte Sultan Mohammed den 29. Mai 1453 für den Sturm; den Muth der Seinen entflammte er durch das Versprechen, daß Gefangene und Beute ihnen gehören sollten, sich behielt er nur die Gebäude vor. Am Abend vor dem verhängnißvollen Tage nahm der griechische Kaiser Constantin III, besserer Zeiten und eines schönern Glückes werth, von den Seinen einen rührenden Abschied. Man umarmte sich unter Thränen, denn nichts schien das Verhängniß mehr übrig zu lassen, als rühmlichen Tod!“

So fiel Constantinopel, die christliche Stadt, in die Gewalt der Osmanen, der Anhänger Mohammeds des Propheten! Alle Einwohner, die noch am Leben geblieben, denn etwa zweitausend sind niedergemetzelt worden, wurden als Kriegsgefangene betrachtet, und wer nicht ausgelöst werden konnte, in die Sklaverei verkauft. Die Güter waren der Plünderung des Heeres preisgegeben, aber die Gebäude durfte keine Zerstörung treffen, denn der siegreiche Sultan selbst wollte künftighin in dem eroberten Constantinopel thronen. Um die ausgeleerte Stadt wieder mit Einwohnern zu füllen, wurden fünftausend Familien aus Kleinasien, unter Androhung der Todesstrafe, zur Einwanderung gezwungen. Mit der Verwandlung der schönen Sophienkirche, der bisherigen Hauptkirche des griechischen Kaiserreiches, in eine türkische Moschee, war am augenscheinlichsten bezeichnet, daß der dem Christenthum feindselige Glaube nunmehr in der Stadt herrsche, welche ihr Begründer einst unter dem Panier des Kreuzes, wie ein großes Siegesdenkmal desselben, erbaut hatte! . . .

Von Constantinopel, ihrem Stambul, aus, gelang es den Türken, immer weiter gegen das Abendland vorzudringen und Eroberungen zu machen. Serbien und Bosnien, Rumänien und Albanien, Bulgarien und Montenegro, die Moldau und die Walachei, fielen in ihre Gewalt und sezten unter dem eisernen Scepter des Halbmonds. Sogar nach Wien, der Hauptstadt Oesterreich's, gelüftete es den frechen Muselmännern. Im Jahr 1529 zog Sultan Soliman an der Donau

herauf, durch Ungarn, und belagerte die schöne Kaiserstadt. Nie war die dem Abendlande drohende Gefahr, von Seiten der barbarischen Eroberer, größer, denn mit Wien's Falle hätte sich der verheerende Strom über Deutschlands Fluren ergossen! Schon waren weite Breshen in den festen Mauern eröffnet, und zu verschiedenen Malen stürmten die türkischen Schaaren, entflammt von Durst nach Blut und Beute; aber alle ihre Anstrengungen wurden durch den Helldemuth der Besatzung zu Schanden. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman, am 15. Oktober selben Jahres die Belagerung aufzuheben, nachdem in der Umgegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und zehntausend zusammengeschleppte Gefangene mehrentheils ermordet worden waren. Hierauf zogen die Türken wieder in ihr Land zurück, am Donautrom hinunter. Drei Jahre später, 1532, versuchte Sultan Soliman nochmals in Oesterreich einzudringen, wurde jedoch abermals zurückgeschlagen. Im Jahr 1683, auf Anstiften Ludwigs XIV, Königs von Frankreich, erklärte der damalige Sultan Mohammed IV dem deutschen Kaiser Leopold I wieder den Krieg, und der Türken Einbruch und ihr Vordringen bis Wien brachte Oesterreich bis an den Rand des Verderbens. Glücklich aber wurde der Großvezier Kara Mustapha am 12. September vor den Thoren der belagerten Hauptstadt zurückgeschlagen, obgleich, wie die Geschichte sagt, König Ludwig XIV ihn mit Geld, Offizieren und Ingenieuren unterstützt hatte. Hier will der Bote noch des Prinzen Eugen von Savoyen, des tapfern Feldherrn, erwähnen, welcher im Jahr 1688 ritterlich gegen die Türken sich schlug, als österreichischer Heerführer, drunten bei Belgrad, Serbiens Hauptstadt, und von dem es in dem allbekanntesten Volksliede unsers edeln, blinden Colmarer Dichters, Gottlieb Konrad Pfeffel, so rührend heißt:

D, Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummel sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mäh'n! —

Der Bote setzt voraus, daß seine geneigten Leser, wenn auch nicht alle, doch gewiß die meisten, das Lied von der Türkenpfeife kennen; ihm ist's frisch im Gedächtniß geblieben aus der Schülerzeit her.

Wir wollen jetzt noch der beiden blutigen Felzüge von 1828 und 1854 auf 1855 gedenken, denen die verwünschenswerthe Türkei Veranlassung gegeben hat, und wenden uns endlich, nach dieser etwas langen Einleitung, welche wir jedoch, des besseren Verständnisses halben, für nöthig erachteten, zum dießjährigen großen Kalenderbilbe, das einen der gewagten Uebergänge der Russen, nämlich den bei Sistowa, über die Donau vorstellt, diesen gewaltigen, ostwärts fließenden Strom, dessen harmlose Quelle im Schloßhofe der kleinen Schwarzwaldstadt Donaueschingen entspringt. Dieser größte Strom Europas durchfluthet Deutschland und Oesterreich, Ungarn und die Türkei, und ergießt sich, nach einem Laufe von mehr als siebenhundert Wegestunden, in das Schwarze Meer. Wie man's auf dem Bilbe sehen kann, zu welchem die Zeichnung an Ort und Stelle aufgenommen worden, ist's just keine Luftfahrt, keine Vergnügungsreise, welche die Russen da machen, denn die auf dem bewaldeten rechten Stromufer postirten Türken schießen wacker ihre Flinten ab gegen die herankommenden festen Einbringlinge, vor denen sie sich jedoch bald zurückziehen und ihr Heil in der Flucht suchen müssen. Wie der aufmerksame Leser ferner bemerken wird, hat das Bächlein aus dem Donaueschingen Schloßhof eine ganz respectable Breite gewonnen.

Durch ihren doppelten Uebergang über die Donau, auf Schiffbrücken und Fößen und in großen Booten, am 23. Juni, bei Braila, und am 27. bei Simniza, gelangten die Russen aus der Walachei nach Bulgarien, auf dem rechten Stromufer. Dem ersteren wohnte Kaiser Alexander selbst bei, hoch zu Roß, und wurde von seinen Soldaten jubelnd begrüßt, welche beim Anblick ihres hochverehrten Czaren zum kühnsten Muthes sich entflammt fühlten. Bei dem zweiten Uebergang belief sich der Verlust der Russen, an Todten, auf 6 Offiziere und 289 Soldaten; 389 wurden verwundet und 38 Mann kamen nicht mehr zum Vorschein und sind wahrscheinlich von den brausenden Fluthen fortgeschwemmt worden.

Die Feindseligkeiten hatten natürlich schon mehrere Wochen vor dem Ueberschreiten der Donau begonnen, gegen welche das russische Heer immer näher und näher heranzog, während eine andere Armee, unter dem Befehl des Generals Boris-Melikoff, in Kleinasien einrückte, woselbst jedoch das Kriegsglück anfänglich den Russen nicht günstig war. Auch die Torpedos, eine neuerfundene Art von Sprengmaschinen, die in's Wasser gesenkt werden und beim Streifen eines Schiffes zerplagen und daselbe zertrümmern, hatten bereits eine große Rolle gespielt und tür-

burger
uft am
egend,
Käse,
t gut
Bank
ßen,
üllte
n in
den
or-
te,
ür
s
he
r

tische Monitors, gepanzerte Kriegsschiffe, in die Luft gesprengt, was für deren Mannschaft durchaus nichts angenehmes mag gewesen sein.

Da nun die Russen glücklich über die Donau gekommen sind und der Vortrab des Heeres, unter dem Befehl des Großfürsten Nikolaus, Alexanders tapferen Bruder, durch die Engpässe des Balkangebirges gedrungen ist, wird's auch bald, allem Vermuthen nach, zu einer entscheidenden Schlacht kommen zwischen Russen und Türken. Wer wird Sieger sein? Das kann der Kalendermann, welcher diese Zeilen am 18. Juli 1877 schreibt, nicht voraussagen, wünscht aber aus tiefstem Herzensgrund: Glück zu, tapfere Moskowiten! Werdet die gesegneten Befreier der christlichen Glaubensbrüder vom brückenden Joche der fanatischen grausamen Türken!

Der geneigte Leser möge dem friedliebenden Voten noch eine Schlußbemerkung erlauben. Es ist doch ein überaus schreckliches Ding um den Krieg! Zudem kann dieser zwischen Rußland und der Türkei entbrannte Kampf, von welchem, bis heute, noch kein menschliches Auge, kein menschlicher Scharfsinn das Ende und seine Folgen vorausszusehen vermag, eine völlige Umwandlung des europäischen Gleichgewichts hervorbringen und daher wieder neue Kriege erzeugen. Der schlauen englischen Politik ist nicht ganz zu trauen.

Wie dem auch sei, wir wollen Alles ruhig und getrost dem Allmächtigen anheimstellen, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, der unumschränkt im Regimente sitzt und schließlich Alles zum Besten hinausführet!

Nachschrift von Mitte des Augustmonats. — Bei Plewna haben, in den letzten Tagen des Julimonats, zwei Schlachten stattgefunden, allein das Kriegsglück war, leider, den Russen durchaus nicht günstig! Wie's scheint, hatten ihre Heerführer die Streitkräfte der Türken unterschätzt und den Kampf allzu voreilig begonnen, ohne die von der Klugheit gebotenen Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben. Mit schweren Verlusten, — die Todten und Verwundeten sind nach Tausenden zu zählen, — mußte die russische Armee sich von der blutgetränkten Wahlstatt zurückziehen. Nun werden Verstärkungen aus Rußland erwartet, und auf's Neue soll der Kampf entbrennen. Heldenmüthige Anstrengungen werden wohl gemacht werden, um die tiefen Scharten auszuwegen! Möge der Herr der Heerschaaren dem guten Rechte den Sieg verleihen!

Rück Erinnerung.

Die ersten Tage des Waimonats 1877 waren für Straßburg und die nächstgelegenen Ortshäfen gar seltene, frohbelebte Tage, die reges Leben und Treiben hervorriefen. Unter Kanonenbonner und Glockenlang zog, am heitern, freundlichen Abend des 1. Mai, ein franzgeschmücktes Dampfroß von Kehl her über den brausenden Rheinstrom und nähete sich, mit den ihm folgenden Wagen, langsam und feierlich dem festlich geziereten, mit Harrenden dicht angefüllten Bahnhofe der alten freien Reichsstadt. Der erwartete Zug stand stille und der achtzigjährige, aber noch rüstige Kaiser von Deutschland, Wilhelm I., und sein Sohn, Kronprinz Friedrich, nebst glänzendem Gefolge, stiegen aus. Sie waren zum Besuche nach Straßburg gekommen.

Nach beendigtem Empfang, bei welchem der Reichstagsabgeordnete, Herr Gustav Bergmann, den kaiserlichen Gast im Namen der Stadt willkommen hieß, wurden die in Bereitschaft stehenden offenen Wagen bestiegen und der glänzende Zug durchfuhr langsam die dichtgedrängte Menge der Schaulustigen, aus deren Mitte freudiges Lebehoch erschallte, auf das der leutfelige Kaiser freundlich dankte, dessen Wagen mit vier stattlichen, silbergeschirrten Rappen aus dem Marstalle zu Berlin bespannt war. So ging's nach dem Präfecturgebäude, am Ende der Brandgasse, woselbst Kaiser Wilhelms Absteigequartier bereitet worden, schlicht und einfach, ohne Pracht und Prunk.

Bald darauf empfingen Kaiser und Kronprinz die verschiedenen kirchlichen und bürgerlichen Behörden, wobei kurze Ansprachen und Erwidrerungen stattfanden, die alle von Wohlwollen zeugten. Die Studenten der Straßburger Universität, welche im Jahr 1872 neu gegründet worden, hatten für selbigen Abend einen großartigen Fackelzug veranstaltet, der um 8 Uhr in der gelungensten Weise ausgeführt wurde und unzählige Zuschauer herbeilockte. Musik und Männergesang erhöhten den Glanz dieses Nachtfestes.

Am folgenden Tage, den 2. Mai, ging's hinaus auf den Polygon, durch den nunmehr abgebrochenen Metzgerthor-Thurm, zur großen Heerschau, die Kaiser und Kronprinz in Generals-Parade-Uniform hielten. Um 2 Uhr Nachmittags besuchten die hohen Gäste Straßburgs wundervolles Münster, in dessen kühngewölbten Hallen sie von dem Herrn Bischof Dr. Andreas Käß, an der Spitze seines Domkapitels, empfangen wurden und sodann, von ihm freundlich geleitet,

alle inneren Merkwürdigkeiten des uralten Doms besichtigten. Aus dem südlichen Portal, bei der funfstreichen weltberühmten Uhr von Vater Schwilgue, ging's dann hinüber in das Schloß, allwo die Stiftungsfeier der Universität, welche, von jetzt an, „Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg“ heißen soll, stattfand. Von dem Schlosse aus fuhren die unermüdblichen Besucher, in offenem Wagen, nach der altehrwürdigen Thomaskirche, in welcher die meisten protestantischen Geistlichen des Reichslandes, in vollem Ornat, sich versammelt hatten. In gewaltigen, majestätischen Tönen begrüßte die Orgel den feierlichen Eintritt in das weite Gotteshaus, dessen Hintergrund das marmorne Denkmal des tapfern Marschalls Moritz von Sachsen meisterhaft zieret. Auch hier wurden herzliche Worte der Begrüßung gesprochen und huldvoll beantwortet. Von dem Herrn Präsidenten des Direktoriums begleitet, durchschritten Kaiser und Kronprinz die langen Reihen der Pastoren und unterhielten sich gar freundlich und gemüthlich mit ihnen, gleich alten Bekannten.

Am Abend des nämlichen Tages gab der Ober-Präsident von Elsaß-Lothringen, der milde und freundliche Herr von Möller, ein glänzendes Fest, den erlauchten Gästen zu Ehren. Die geräumigen Säle des Stadthauses waren geschmackvoll eingerichtet und geschmückt worden und zwanglos bewegten sich darin die zahlreich Geladenen. Auch in der Nähe des hochauftretenden Münsters wogte die Menge; denn wieder, wie gestern schon, zwigerte und glüht die schlank Pyramide im Scheine zahlloser Lichter und im vielfarbigen Glanze bengalischer Feuer. Aber der Münsterbeleuchtung des folgenden Abends gebühret unstreitig die Krone; es war herrlich anzuschauen! Von einem der Fenster des Frauenhauses bewunderte Kaiser Wilhelm das großartige Schauspiel, einzig in seiner Art!

Der 3. und 4. Mai, Donnerstag und Freitag, waren zur Besichtigung der um die Festung Straßburg sich erhebenden Forts bestimmt. Nun kam die Reihe an die im Umkreis gelegenen Landgemeinden, den Deutschen Kaiser und seinen Sohn von Angesicht zu sehen und zu begrüßen. Die Vorbereitungen hatten reges und bewegtes Leben gebracht in unsere freundlichen Dörfer, und zur bestimmten Zeit versammelten sich, an den bezeichneten Plätzen, junge kräftige Bursche, mit ihren lustig wiehernden Pferden, und schmucke Mädchen im Sonntagsstaat, mit ihren franz- und blumengeschmückten Wagen, den Namen ihrer Ortschaft zur Schau tragend,

um vor den Gefeierten jubelnd vorüberzuziehen, denen, wie sich's von selbst versteht, die bunte, fleidsame Elsäßertracht überaus gut gefallen hat. An Ehrenpforten, an würzig duftenden Sträußen und kindlichen Begrüßungen, in Elsäßer Mundart, fehlte es auch nicht bei diesen ländlichen Festen.

Auf den 4. Mai war eine angenehme Ueberraschung bereitet. Aus dem wunderjam schöngelegenen Kurort im Dosthal kam die Kaiserin Augusta, in Begleitung ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, zu kurzem Besuch nach Straßburg. Da die edeln Frauen erst gegen 2 Uhr hier angelangt waren und die Kaiserin schon selben Abend wieder nach Baden-Baden zurückkehren wollte, so konnte natürlich nur flüchtige Umschau gehalten werden. Solches geschah im Münster, im Bürgerhospital, im Dialonissenhaus, bei den sogenannten „kleinen Schwestern“, und in der Thomaskirche. An sämtlichen Orten waren, in aller Eile, Vorbereitungen getroffen worden zum würdigen Empfang der willkommenen Besucherinnen, deren freundliches und leutseliges Wesen zu Aller Herzen sprach.

Der letzte Tag der regbelebten Festwoche, der 5. Mai, war zur kaiserlichen Abfahrt nach Metz, der Hauptstadt des Bezirks Lothringen, bestimmt, wohin jedoch der Bote den, wie er hofft, befriedigten und zufriedenen Gästen nicht zu folgen gedenkt.

Was aber schließlich der Kalendermann auch noch hofft und sehnlich wünscht, das ist, daß dieser hohe Besuch glückliche und segensreiche Folgen haben möge für unser liebes, theuerwerthes Heimathland, in welchem, von Alters her, ein gesunder und tüchtiger Menschenschlag lebet und waltet, dessen von den Vätern ererbter Biedersinn und angestammte Freimüthigkeit auch in den neuen Verhältnissen sich ungeschmälert fortpflanzen werden. Allen Schmeicheln und Kriechen und Krazfußmachen sind unsere Landsleute fast durchgängig abhold, haben's Herz auf der Zunge und sagen's gerade heraus wie sie's denken. Einem schroffen, strengen, barschen und hochfahrenden Auftreten und Behandeln bleiben sie feind, sind jedoch leicht zu lenken und zu leiten durch Schonung und Milde und Leutseligkeit, und darum eben haben so Viele sich hingezogen gefühlt zum greisen Kaiserpaar, zum gemüthlichen Kronprinzen und zu seiner holden, lieblichen Schwester.

Landwirthschaftliches.

(Freundesgabe.)

Du hast mich aufgefordert, lieber Botenmann, dir über den Ackerbau, versteht sich, für deine Leser auf dem Lande, etwas mitzuthellen. Ich könnte zwar mit der Bemerkung anfangen, daß, aller wohlgemeinten Ermahnungen ungeachtet, wie ich vor wenigen Jahren erst glaube gegeben zu haben, die meisten unserer Land- und Landsleute, dem zu Ehren, was man im gemeinen Leben Schlendrian nennt, ihre Heuernte erst dann vornehmen, wenn das Gras schon seine besten Säfte zur Reifung des Samens hergegeben hat, welcher auf den Wiesen etwas ganz überflüssiges und, also, auch entbehrliches ist, weil er eben gar nicht feimen kann und ebenso wenig zu feimen braucht, sintemal unsere Futtergräser durch ihre Wurzeln sich von selbst erhalten und ausbreiten. Man muß sich halt in sein Loos fügen, daß man nur zu oft tauben Ohren predigt und, notabene, Leuten, die muthwilligerweise ihr Wohl verschmerzen, weil es eben so herkömmlich ist, und man zu handeln und zu werken fortfahren will, wie die Väter gehandelt und gewerkt haben. Man ist halt den Neuerungen feind, was freilich manchmal sein Gutes haben kann, und findet es bequemer, Alles beim Alten zu lassen.

Auch beim Alten lassen es, wie ich im verflossenen Frühling wieder zu sehen Gelegenheit hatte, Viele bei dem Kartoffelsetzen. Sorgfältig legen sie diejenigen Knollen bei Seite, welche zu klein und gewöhnlich zu wenig reif sind, um genossen zu werden, und aus solch erbärmlichen Setzkartoffeln, meint man, könnte etwas Gutes ersprießen! Man sollte doch den alten, sehr beherzigenswerthen Spruch nicht vergessen: Was man säet, das wird man ernten, und zwar nicht bloß in der Pflanzenwelt; auch bei der Erziehung des Menschen wird diese Wahrheit leider nur allzuoft aus dem Auge verloren!

Hier will ich dir noch erzählen, daß ich vor wenigen Wochen einen Herrn aus dem Münsterthal gesprochen habe, der seine Kartoffeln durch einen Landmann seiner Gemeinde besorgen läßt, welcher einen ebenso großen Acker mit Kartoffeln pflanzt, und nichts davon hören wollte, daß er zum Setzen bessere, größere Kartoffeln nehmen und dieselben weiter auseinander setzen sollte, als dies herkömmlich zu geschehen pflegt. Auf dringendes, ernstliches Zureden des Eigenthümers, verstand er sich jedoch voriges Jahr dazu, diese beiden Bedingungen für den seiner Besorgung und Pflege anvertrauten Acker einzuhalten. Und was war das Ergebnis? In dem Grundstück, wo größere Setzkartoffeln waren gelegt und die

Stöcke in weit größerer Entfernung waren gepflanzt worden, war der Ertrag des Feldes bedeutend größer, und der Mann wurde zur Ueberzeugung gebracht, daß diese neue Methode, dieses neue Verfahren, doch nicht so schlecht ist, wie er sich's eingebildet hatte, und wie alle Einwohner des Dorfes es herkömmlich annehmen. Er faßte deshalb den Entschluß, künftighin auch seine Kartoffeln nach der neuen Art zu pflanzen. So steht es nun zu hoffen, daß, wie das böse Beispiel gar oft Nachahmer findet, im vorliegenden Falle auch das gute Beispiel seine heilsame Wirkung nicht verfehlen wird.

Der Bote wünscht's von ganzem Herzen! Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Witzgeschick.

Einst speisten am Familientisch
Großvaters Arbeitsleute,
Die griffen zu gar frank und frisch —
Sie wurden müde heute.
Großvater trank nicht Apfelwein,
Den ihm der Arzt verboten:
Er hatte für sich ganz allein
Ein Fläschlein alten Rothens.
Die Flasche mit dem Rothens sticht
Hans mächtig in die Augen —
„Zum weißen Käse muß der nicht,
Mein Seel, so übel taugen!“

Hans, der die Andern oft geneckt
Mit seinen Schelmenstreichen,
Hat schon ein Mittel ausgeheckt,
Die Flasche zu erreichen.
Er pukt das Licht, das Licht erlischt —
Mit einem kühnen Griffe
Hat er die Flasche schnell erwischt...
Wer merkt was von dem Kniffe?
Rasch thut er einen guten Schluck,
Der ihm gar wohl bekommen
Und stellt die Flasche ohne Ruck
Hin, wo er sie genommen.

Da kommt schon mit dem Küchenlicht
Die Magd hereingesprungen —
Hans zweifelt im geringsten nicht,
Daß ihm die List gelungen.
Doch wie, ob man auch merkt den Schluck,
Er nach der Flasche schielet,
Da hat den allertollsten Spuk
Der Zufall ihm gespielt.
Er sieht die schwarze Flasche stehn
In irdenem Gefäße —
Er hat im Finstern sich versehen,
Sie steht — im weißen Käse!

E. S.

Geistesgegenwart.

In der Nacht vom 9. auf den 10. des Monats März 1877, Morgens gegen 2 Uhr, hörte die eben erwachte Gattin des Rentners Verlet, mit dem sie ein Haus des Sternenplatzes zu Paris bewohnte, und der ruhig und sorglos im nämlichen Raume der nächtlichen Ruhe pflegte, ein leises Geräusch von Schritten in dem an das Schlafgemach stoßenden Zimmer. Wenige Augenblicke später öffnete sich still und langsam die Thüre und zwei Männer traten vorsichtig herein. Frau Verlet, mehr todt als lebendig vor Angst und Schrecken, behielt jedoch Fassung und Geistesgegenwart genug, um sich's klar bewußt zu sein, daß sie bei Leibe nicht laut aufschreien, ja sogar nicht die geringste Bewegung machen dürfe. Mit blinzeln den Augen sah sie die Männer dem Bette sich nähern, mit der linken Hand die Vorhänge wegschieben, während sie in der rechten einen Dolch hielten. Die Bedrohte rührte sich nicht und verbrachte so eine schauerhafte Minute, welche ihr eine Ewigkeit schien. Die unheimlichen nächtlichen Gäste, wohl in der Meinung, die Frau schlafe fest, nebst ihrem Eheherrn, zogen sich von den Betten zurück um das Zimmer zu durchsuchen und die Möbel zu öffnen. In dem Schreibpult, dessen Schlüssel aus Versehen stecken geblieben, fanden sie zwei Goldsäckchen, eine Briestasche und einen größeren Sack mit 2740 Franken, dergleichen zwei goldene Uhren mit werthvollen Ketten, was sie Alles flugs mitgehen hießen, ohne zuerst um Erlaubniß zu fragen.

Raum waren die ungeladenen Besucher fort, so sprang Frau Verlet aus dem Bette, schob den Niegel an der Thüre vor, weckte ihren Gatten, sagte ihm schnell was vorgefallen, öffnete dann das Fenster und schrie, so laut sie konnte, um Hilfe. Herr Verlet bewaffnete sich mit einem scharf geladenen Revolver und einem Stockdegen und stürzte den Räubern muthig nach vor das Haus. Mittlerweile waren schon zwei Polizeimänner, welche den durch die stille Nacht weiterschallenden Hilferuf der beherzten Frau gehört hatten, rasch herbeigeeilt und sahen noch die beiden Strolche in die benachbarte Avenue von Eylau sich flüchten. Sie setzten ihnen nach und nahmen sie schließlich gefangen. Bei ihrer Durchsichtung vor dem Polizei-Kommissär fand man die bei den Verlet's gestohlenen Gegenstände, und bei den genauen Nachforschungen in ihrer gemeinschaftlichen Wohnung, welche sie gezwungener Weise angeben mußten, entdeckte die Polizei eine große Zahl geraubter Sachen und viele Leihhauszettel für verzehte Werthschaften.

Die verdiente Strafe vor Gericht wurde natürlich den frechen Dieben nicht erlassen.

Merke: Verschließt die Thüren, denn sie haben nicht umsonst Schloß und Riegel, und habt in der Gefahr Geistesgegenwart, wie die muthige Frau Verlet.

Seeadler und Wildschwan.

(Naturgeschichtliches.)

Der wilde Schwan, welcher in den Seen Rußland's, Sibiriens und im südlichen Norwegen und Schweden eben keine seltene Erscheinung ist, stellenweise sogar in größerer Anzahl brütet, wird wegen seiner außerordentlichen Vorsicht und Schlantheit nicht oft und leicht die Beute des Jägers, denn er weicht den Verfolgungen schon auf so große Entfernungen aus, daß es nur bisweilen durch einen Meisterschuß aus der Kugelbüchse gelingt, den gewaltigen Vogel zu erlegen. Wie ihn aber seine Klugheit gegen die Nachstellungen des Menschen schützt, so dient ihm seine große körperliche Kraft zum Schutze gegen andere Thiere; der einzige Feind unter den gefiederten Bewohnern der Luft, den er zu fürchten hat, ist der Seeadler. Mancher junge Schwan, wenn er auch schon vollkommen flugbar ist, unterliegt dem Angriffe dieses riesigen Raubvogels. Anders verhält es sich, wenn der Seeadler einen alten Schwan im Fluge angreift. Der Anblick, welchen der nun entstehende Kampf darbietet, soll ein ganz merkwürdiger und ergreifender sein. Jeder der beiden großen Vögel, der dunkelfarbige und der weiße, sucht dem anderen die Höhe abzugewinnen, und so kreisen sie oft lange um einander, bis endlich der Adler auf den Schwan herabstößt und ihn zu packen sucht mit seinen gewaltigen scharfen Fängen. Allein der Schwan ist nicht so leicht zu fassen; sein dichtes Federkleid und sein praller Leib würden schon hinreichen, das Einschlagen der Krallen zu erschweren, wenn nicht außerdem die kräftigen Flügelschläge den Angriff des Feindes zu schwächen vermöchten. Der Schwan macht sich vom Seeadler los und stürzt sich nun seinerseits mit voller Macht auf den grimmtigen Gegner. Sein langer schlanker Hals schlingt sich über des Adlers Rücken und das blendende Weiß seines Gefieders sticht grell von den dunkeln Schwingen des Feindes ab. So währt der Kampf in den Lüften oft längere Zeit mit wechselndem Glück, meist damit endigend, daß der Adler unverrichteter Sache — „mit de-n-abg'säijte Hosse“, sagt man zu Straßburg, — weiter ziehen muß; nur höchst selten mag es ihm gelingen, den tapfern Schwan zu bemeistern und die kolossale Beute an sicherem Orte zu verzehren.

Eine Wallroßjagd.

(Mit einer Abbildung.)

Ich hatte — wohl verstanden, nicht der Bote, sondern Derjenige, welcher Nachstehendes erzählt — in Hamburg die Bekanntschaft eines Engländers gemacht, mit dem ich, da wir die gleiche Neigung für Abenteuer hegten, bald innig befreundet wurde. Von ihm erhielt ich eine Einladung zu einer Wallroß- und Robbenjagd in den eisigen Gegenden der Spitzberge. Nach seiner Schilderung hatte diese Art Jagd nicht ihres Gleichen in der Welt, und da er bereits in den Wäldern von Afrika, in den schilfbewachsenen Moorgründen von Asien und auf den amerikanischen Prärien, diesen weitläufigen Matten, gejagt hatte, so war er wohl befähigt, ein Urtheil darüber abzugeben.

Da ich mein eigener Herr war und freie Zeit genug hatte, — solches kann der Bote nicht von sich rühmen, — so nahm ich die Einladung mit Freuden an. Nach einer glücklichen Fahrt erreichten wir Anfangs Juni den Jagdgrund und begaben uns sogleich an's Werk.

Das Wallroß oder der See-Elefant, wie's auch genannt wird, ist ein amphibienartiges, im Wasser und auf dem Lande lebendes, fleisch- und pflanzenfressendes Säugethier, so dick und oft dicker als ein Ochse, aber fünfzehn bis zwanzig Fuß lang. Es hat kurzes gelbliches Haar, einen kleinen Kopf, welcher einige Ähnlichkeit mit dem des Menschen besitzt, wildblickende Augen, einen Büschel Vorsten um die Nase und weiße elfenbeinartige Stoßzähne, die abwärts gewachsen sind und nicht selten zwei Fuß Länge erreichen. Es kann tief, ja sehr tief unter dem Wasser schwimmen, und wenn's an die Oberfläche kommt, um zu athmen, zieht es die Luft ein und bläst sie, ähnlich wie der Wallfisch, wieder aus. Es lebt hauptsächlich von Sandwürmern, See-sterne, Muscheln, Krabben und See-gras. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sind die schwimmenden Eisstücke, auf denen es sich sonnt und schläft. Hier wird es in der Regel von den Wachen im Mastkorb der Schiffe entbedt, worauf sogleich eines oder mehrere Boote sich auf die Jagd begeben.

Diese Boote sind eigenthümlich gebaut, einige zwanzig Fuß lang, fünf Fuß breit, an beiden Enden auf- und in der Mitte eingebogen, so daß sie gewendet werden können wie auf einer Drehscheibe. Gewöhnlich ist ein solches Boot von fünf Mann besetzt, wovon vier die Riemenruder führen. Nähert sich dasselbe einer Heerde Wallrosse oder Robben, so steht der Harpunier mit seiner Waffe

auf dem Vordertheile. Die Harpune ist an einem aufgewundenen Tau von fünfzehn Faden Länge befestigt, — ein Faden ist ein Seelängemaß von sechs Fuß oder ein Klafter, — weil das Thier, sobald es getroffen ist, sogleich untertaucht. Da das Wallroß nicht lange unter dem Wasser bleiben kann, so hält man diese Länge des Taus oder des Seiles gegen allenfallsige Gefahren für hinreichend. Zuweilen steht noch ein anderer Matrose mit einer Büchse im Boote bereit, um, wenn dasselbe nicht nahe genug kommen kann, die Harpune zu gebrauchen, auf das Thier zu schießen. Diese Art Jagd ist aber ziemlich unsicher, weil das Wallroß, selbst wenn es tödtlich verwundet ist, noch häufig den Händen der Jäger entrinnt, denn wenn es im Wasser verendet, so sinkt es vermöge seiner bedeutenden Schwere, noch bevor ein Boot die Stelle erreichen kann, unter. Wird es hingegen auf einer Eisscholle verwundet und nicht augenblicklich getödtet, so springt es in's Wasser und entflieht. Der einzige Fleck, an dem eine Kugel am Wallrosse den plötzlichen Tod herbeiführt, ist das Hirn. Da aber der Platz, den es am Hinterkopfe einnimmt, nicht größer als eine Faust ist, da, ferner, das Boot wankt und die Eisscholle sich hebt und senkt, so läßt sich leicht denken, wie schwierig es ist, eine so kleine Stelle aus unsicherer Entfernung zu treffen.

Die meiste Aufregung ist mit dem sogenannten „Jagen“ der Wallrosse verknüpft. Diese Thiere leben gewöhnlich in Herden beisammen, und häufig sieht man große schwimmende Eisstücke bergestalt von ihnen belagert, daß sie buchstäblich eines über dem andern liegen. Auf diese Weise sonnen sie sich und schlafen, während einige von ihnen Wache halten. Wenn sie dann, bei Annäherung eines Bootes, aufgeschreckt werden, so springen sie alle zugleich in's Wasser und tauchen mit einem solchen Brüllen, Blöcken, Blasen, Schnauben und Plätschern unter, daß ein Neuling dadurch in nicht geringen Schrecken versetzt wird. Weil man weiß, daß sie in kurzer Zeit an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein kommen, so beginnt jetzt das „Jagen“, indem die Boote mit möglichster Schnelligkeit der Gegend zurubern, wo man deren Wiederauftauchen vermuthet, um nahe genug zu sein, die Harpune zu gebrauchen. Wird dann eines der Thiere, — und der Harpunier wählt natürlich immer die stärksten aus, — von der Waffe getroffen, so zieht es nicht allein das Boot mit großer Schnelligkeit hinter sich her, sondern stößt auch ein solches Schmerzeschrei, solche Klageöne aus, daß alle seine Gefährten ihm zu Hülfe eilen. Dann mag sich der Jäger, wenn sein Leben ihm lieb ist, vor-

sehen, denn diese Ungeheuer sind nicht selten furchtbar und schrecklich in ihrem Angriffe. Sollte das Seil, während es vom Haspel abläuft, sich irgendwie verwirren, oder ein tückes Wallroß mit seinen Stoßzähnen den Rand des Bootes packen, so ist daselbe in der größten Gefahr umzuschlagen, und man darf von Glück sagen, kommt man mit heiler Haut davon.

Seit mehreren Tagen bereits hatte ich an dieser Jagd mich betheiliget, als ein solcher Unfall uns zustieß. Unser Harpunier hatte ein junges Thier, ein Wallroßkalb, mit seiner Waffe getroffen, und das Klagegeschrei desselben versetzte nicht nur seine Mutter, sondern auch die ganze Heerde in die heftigste Wuth. Wie sie sich so um uns drängten, halb aus dem Wasser springend, das Meer zu Schaum schlagend, schreiend, brüllend und mit den Zähnen knirschend, mit ihren grimmigen Gesichtern uns anstierend, glaubte man sich unter eine Schaar höllischer Geister versetzt und ich wünschte mich heimlich hundert Meilen von diesem schrecklichen Anblicke weg. Plötzlich, während wir mit Harpunen, Speeren und Boothafen thätig waren, vernahm ich ein furchtbares Krachen, einen wilden Schrei, und einen Augenblick darauf befand ich mich selbst in dem eisigen Wasser und in der Mitte der wüthenden Thiere. Ein altes riesiges Wallroß war auf unser Boot gesprungen, hatte es umgestoßen und zum Sinken gebracht. Auf diese Weise sahen wir uns vertheidigungslos den wilden Bestien und der bodenlosen Fluth preisgegeben, kein Boot in der Nähe und unser Schiff wenigstens eine Seemeile entfernt!

Zum Glück behielt ich, trotz der Ueberraschung und des ausgestandenen Schreckens, noch so viel Besinnung, daß ich auf meine Rettung Bedacht nehmen konnte. Zweihundert Schritte von mir befand sich eine Eisscholle, auf die ich alle meine Hoffnungen setzte, und diese suchte ich jetzt zu erreichen; aber, obschon ich ein sehr gewandter Schwimmer bin, so wurde ich doch bald von einem der Matrosen, welcher dieselbe Richtung eingeschlagen hatte, überholt.

„Gott sei uns gnädig!“ rief er, als er an mir vorüberschwamm.

Im nächsten Augenblicke darauf sah ich zu meinem Entsetzen, wie ihn ein ungeheures Wallroß ergriff und unter das Wasser zog. Noch im Untersinken streckte er seine Hand empor, und stieß einen so verzweifeltten Angstschrei aus, daß ich ihn, so lange ich lebe, nicht vergessen kann. Als ich, wenige Augenblicke darauf, an dem Platze, wo er verschwunden war, vorüberschwamm, bemerkte ich, daß das Wasser von Blut geröthet war. Man

kann sich wohl denken, wie sehr dieser ganze Vorgang mich ergriff; da ich aber fühlte, daß mich ein ähnliches Schicksal treffen konnte, so nahm ich alle meine Kräfte zusammen und suchte so schnell als möglich weiter zu kommen.

Von Kälte erstarrt und fast ganz erschöpft, hatte ich das Eisstück nahezu erreicht, als plötzlich ein großes Wallroß neben mir auftauchte und mich selbst unter das Wasser zog. Von dem, was weiter sich zutrug, habe ich nur so viel Erinnerung, daß ich tief, sehr tief hinunterging, mit einem wilden Brausen in meinen Ohren, mit einem Gefühl der Erstickung und dem Bewußtsein, daß Alles mit mir vorbei sei. Eine kurze Bewußtlosigkeit mußte dann gefolgt sein, denn ich kann mich zunächst nur dunkel erinnern, daß ich mich an der Seite eines Bootes befand und menschliche Stimmen hörte. Dann fühlte ich, wie ich auf eine ziemlich rauhe Weise angefaßt und behandelt wurde, ob von Menschen oder von Thieren, vermochte ich aber nicht zu unterscheiden, und darauf folgte eine neue Dahnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Erde vor einem prasselnden Feuer, dessen Wärme mir überaus wohlthat. Zwei Matrosen von unserm zertrümmerten Boote standen an meiner Seite. Ich schaute sie höchst verwundert an und fragte, wo ich mich befände. Sie erzählten mir hierauf, was sich seit dem Umsturze des Bootes zugetragen hatte. In demselben Augenblicke, wo daselbe zertrümmert wurde, kam gerade ein anderes um einen Eisberg herum in Sicht. Sobald die Mannschaft desselben unsere verzweifelte Lage wahrnahm, ruderte sie eiligst auf uns zu. Zwei von meinen vier Begleitern waren umgekommen und nur die beiden anwesenden Männer gerettet worden. Ich selbst wurde in vollkommen bewußtlosem Zustande aufgefischt, nachdem mich ein Wallroß, dessen Stoßzähne mir glücklicherweise bloß einige leichte Fleischwunden beigebracht, hinunter auf den Meeresgrund gezogen hatte. Da ich gänzlich erstarrt war, so hatten sie mich auf einer nahegelegenen Insel gelandet und aus Triftholz ein Feuer angezündet. Hier ließen sie mich unter der Obhut meiner beiden geretteten Gefährten und ruderten dann wieder auf den Schauplatz des Unfalls zurück, um die herumschwimmenden Geräthe und Trümmer von dem Boote aufzufangen und womöglich auch die Leichen der Umgekommenen aufzufinden.

Nach einer halben Stunde kehrte das Boot mit allerlei Gegenständen, die man aufgefischt, zurück, von den Verunglückten jedoch war keine Spur zu finden gewesen. Ich war jetzt im Stande, eine sitzende Stellung anzunehmen, und Alle wünscht-



Eine Walrossjagd.

ten mir Glück zu meiner Rettung, aber in einer Weise, wie sie es wahrscheinlich auch gethan hätten, wenn Jemand eine verlorene Börse wiedergefunden. Der schreckliche Unglücksfall hatte nicht denselben Eindruck auf sie hervorgebracht, wie auf mich. Solche Zufälle kommen häufig vor, und obschon diese rauhen Seeleute nicht ohne Gefühl sind, so machen sie sich doch nicht viel daraus, weil sie durch die Gewohnheit und durch ein Leben voll Beschwerden und Gefahren dagegen abgestumpft sind.

„Joho! ein Bär auf dem Eis!“ Dieser Ausruf hatte augenblicklich jeden Gedanken an den erlittenen Unfall verscheucht, und ohne Säumen sprang die Mannschaft in das Boot, das einen Augenblick darauf seinen Lauf nach einer entfernten Eisscholle richtete, auf welcher des Steuer-manns Fernglas einen großen Polarbären entdeckte hatte.

Diese weißen Bären des nördlichen Eismeeres leben hauptsächlich von Robben und Wallrossen, und werden ihrerseits, da ihre Pelze, ihr Fett und ihr Fleisch werthvoll sind, die Beute der Robben- und Wallroßjäger. Da der Bär aus natürlichem Gefühl oder Erfahrung weiß, daß er die Robben oder Seehunde, obschon sie vorsichtig und scheu sind, mit großer Sicherheit angreifen kann, — denn unter einer Herde von Wallrossen wird er mitunter in Stücke zerrissen, — so stellt er jenen ganz besonders nach. Wenn er deshalb aus der Ferne auf einem Eisblock eine Herde Robben erblickt, so springt er in's Wasser und schwimmt darauf zu, indem er ihnen auf der Seite beizukommen sucht, dabei nur einen kleinen Theil seines Kopfes über dem Wasser zeigt und sogleich untertaucht, wenn er merkt, daß die Blicke der Seehunde auf ihn gerichtet sind. Ist es ihm auf diese Weise gelungen, unbemerkt an den Eisblock zu gelangen, so bringt gewöhnlich ein schneller Sprung und ein Schlag mit seiner gewaltigen Tazze den Seehund in seine Gewalt. Manchmal entgeht ihm aber das Thier doch noch, und dann hat er mit hungrigem Magen das Nachsehen.

Zuweilen setzt er sich auch, wie eben jetzt, auf ein schwimmendes Eisstück, um auf eine Entdeckungsreise auszufahren. Wird er dann von Menschen verfolgt, so springt er in's Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten, aber einem leichten Wallroßboot, von fünf kräftigen Rudern geführt, gelingt es gewöhnlich, ihn einzuholen, und dann kann ihn ein geschickter Schütze leicht erlegen. Wenn er dagegen nicht gut getroffen wird, so setzt er sich manchmal zur Wehre, und dann kommt es wohl auch vor, daß er auf das Boot springt und dasselbe umstürzt.

Nach Verlauf von drei Stunden kehrte das Boot mit dem erlegten Bären zurück und die Mannschaft befand sich in der besten Stimmung. Da wir nunmehr Alle zur Rückkehr nach dem Schiffe bereit waren, so suchten wir uns so schnell als möglich auf dem kleinen Fahrzeug einzuschiffen. Ehe wir jedoch von der Insel abstoßen konnten, wurden wir von einem jener plötzlichen Nebel eingehüllt, wegen derer diese Gegend so berüchtigt ist. Ein dichter undurchbringlicher Schleier lagert sich oft augenblicklich, ohne jedes vorhergehende Anzeichen, auf den Wasserpiegel, und dann ist man genöthigt, zu bleiben, wo man sich gerade befindet, da man nichts sehen kann, selbst auf wenige Schritte Entfernung. Es ereignet sich nicht selten, daß in diesem Nebel nicht blos Boote, sondern sogar große Schiffe zu Grunde gehen.

Ein Glück war's, daß das Boot zu uns zurückgekehrt war, als wir uns eben auf der Insel befanden und an Proviant und Brennholz keinen Mangel litten, denn der Nebel dauerte drei Tage und drei Nächte an. Während dieser ganzen Zeit hatten wir über uns hellen Sonnenschein, denn man wird sich erinnern, daß in dieser Gegend die Sonne im Sommer nicht untergeht.

Endlich kehrten wir zu unserm Schiffe zurück, und nachdem wir unser Mißgeschick erzählt, nahmen wir, als ob nichts vorgefallen, unsere gewöhnliche Beschäftigung wieder auf.

So ist das harte aufregende Leben der Wallroßjäger. — Im August segelten wir mit voller Ladung nach Süden und ich kehrte mit manchen angenehmen Erinnerungen an das wilde und gefahrvolle Treiben, dem ich beigewohnt, in meine Heimath zurück. Mein englischer Begleiter hingegen blieb in Norwegen, um den Winter über dort zu jagen.

Der kleine Berräther.

Diesen Titel verdient gewiß, wie männiglich im Elsaß bekannt, der kleine Finger jeder guten und wachsamem Mutter, welcher die Zucht und Erziehung der ihr von Gott anvertrauten Kinder so recht warm und ernstlich am Herzen liegen. Wenn die Kleinen überzeugt zu sein glauben, es sei ihrerseits etwas Gutes oder etwas Schlimmes noch so heimlich geschehen, daß Niemand ein Sterbenswörtlein davon erfahren habe, so weiß es doch gleich die Mutter, der's ihr kleiner Finger ganz verschwiegen in's Ohr gesagt hat, worauf entweder Lob oder Tadel, sogar auch Strafe, erfolgt, wie's eben kommt. Der Vate, ein großer Freund der Kinder, besonders der guten, artigen und frommen, will da seinen geneigten Lesern ein kleines Gedicht in Straßburger Mundart, aus

dem Französischen übersezt, mittheilen, das betitelt ist: D'r Mamme-n-jehr klein Finger, und von Alt und Jung gewiß gerne gelesen wird, sollte das Ding vielleicht auch etwas schwierig sein für Diesen oder Jenen. Ein Knabe spricht in diesen gemüthlichen Verslein, wie folgt:

'S leischt bin i räedht ungaddi g'sinn,
Hab's Schwesterle gar g'schlaue,
Un arri uff de Bodde hin
Geworfe, statt's ze traue.
'S ich Niemes do g'sinn, wo's het g'hehn,
Un doch weiß d'Mamme schunn was g'seh'n
Wer saet ere denn nurr so Dinger?
Am End ich's gar jehr kleiner Finger!
Der Stumpenidel, wär's denn woehr?
Verzählt're-n-alles still in's Ohr:
Sie weiß glich wenn i brav bin g'sinn,
Un weiß au wenn i Stroof verdien!

Ganz küerzli kummt e-n-arme'r Due
E Stückel Brod begehre,
Myn z'Dwebrod, e Siu d'rzue,
Schent ich im Bettler here.
'S ich Niemes do g'sinn, wo's het g'hehn,
Un doch weiß d'Mamme schunn was g'seh'n
Wer saet ere denn nurr so Dinger?
Am End ich's gar jehr kleiner Finger!
Der Stumpenidel, wär's denn woehr?
Verzählt're-n-alles still in's Ohr:
Sie weiß glich wenn i brav bin g'sinn,
Un weiß au wenn i Stroof verdien!

Myn kleiner Finger, jek worrum,
Kann der m'r nir verzähle?
Ich weiß nit, ich'r jo so dumm,
Kann sich willicht verstelle?
I nimm ne-n-üeweraal doch mit,
Er sieht glich alles au was g'schieht
Worrum verzählscht denn mir kein Dinger?
Am End bist dumm, du kleiner Finger!
Saa, Stumpenidel, well's ich woehr!
Worrum verzählscht m'r nir in's Ohr? —
„Wol ich gar klein un winzi bin,
„Stecht halt kein Muederherz noch drinn!“

D. H . . .

Ein Brief aus dem Kochersberg.

Wohl nicht allen, doch gewiß den meisten Kalenderlesern wird der Kochersberg bekannt sein, diese fruchtbare heimatliche Gegend, von Hügeln freundlich durchzogen, und von zahlreichen stattlichen Dörfern belebt, in denen ein kräftiger und gesunder Menschenschlag wohnt, dem nützlichen Ackerbau so ganz von Herzen ergeben. Aus einem dieser Dörfer, zu welchen auch Schnersheim, vulgo Schnersche, mit der allbekanntesten Schleifmühle, gehört, doch ohne Angabe des Namens und ohne Unterschrift, ist dem Boten, am letzten Tage des verfloffenen Märzmonats, ein Brief

zugekommen, mit dem Truchtersheimer Poststempel versehen. Der Schreiber dieser erhaltenen Epistel, welcher sich einen Freund und Leser des Hinkenden Boten nennt, theilt demselben ein Stücklein mit, das er gerne in den neuen Kalender eingerückt hätte. Nun, da die Sache an sich nichts Voshafstes oder Verleumderisches enthält, und Niemand Schaden bringen kann, so soll dem Wunsche des ungenannten Korrespondenten entsprochen werden. Der Brief lautet wie folgt:

Vor etlichen Jahren starb in unserm Dorfe die langjährige, hochbetagte Hebamme. Da gab's großes Klagen und Herzeleid in der ganzen Gemeinde, denn daselbst wohnt kein Arzt, und um der Hülfe und des Beistands des Herrn Doktors sich erfreuen zu können, muß man ihn zwei Stunden Weges weit herholen. In dieser mißlichen Lage verstrich ein ganzes Jahr. Da wandten sich endlich die besorgten Einwohner, durch die Vermittlung des Herrn Bürgermeisters, an die Straßburger Fakultät, begehrt eine junge Hebamme, und ihr Gesuch wurde bereitwilligt gewährt.

Man empfing die junge zugesandte Wehmutter mit großer Freude und es war Jubel ringsum im Dorfe, daß nun wieder ersetzt worden, was man ein langes Jahr hindurch hatte entbehren müssen. Was aber oft allzufrüh gelobt und gepriesen wird, muß später Tadel erfahren, und dies geschah leider auch in unserm Dorfe. Die Leute hielten eben stark an dem alten Brauch und Hertommen, und bald hieß es, die junge Person will allerhand unnöthiges und überflüssiges Dings, allerlei Neuerungen einführen, und noch mehr derlei tabelnde Bemerkungen wurden laut.

Was aber noch das Schlimmste bei der Sache war: sie wollte auch besser bezahlt sein als die alte Hebamme, und das ging den Leuten gleich über den Kopf und machte sie vollends unwirsch.

Da geschah's, daß die kluge Geburtshelferin zum erstenmal in einen jungen Haushalt berufen werden mußte. Sie erschien, und brachte, zur großen Freude sämmtlicher Bewohner des reichen Hofes, ein liebes schmuckes Töchterlein mit, dem der herzlichste Willkomm von Jung und Alt zu Theil wurde. Freudiger kann wohl eine neue Weltbürgerin nicht begrüßt werden!

Aber — überall gib't's halt ein aber — nach etlichen Tagen schon beklagte man sich über die vielen Anordnungen, welche gewissenhaft befolgt sein sollten, wie auch über die vielen Ausgaben, welche durch des bescheerten Mägdeleins Ankunst verursacht wurden.

Eines Tages verordnete die Hebamme, weil das Kind etwas schwächlich war, ein stärkendes

Vad, worauf jedoch die Großmutter gleich bemerkte, daß es im Augenblick unmöglich sei, Wasser zu wärmen, denn in einem Hafen wird das Morgenessen gekocht, im andern, Tränke für eine Mastkuh, im dritten, Futter für die Schweine, und im Warmhalter siehe der Kaffee für's Anne-Meißel, die kränkliche jüngste Tochter, welche noch nicht ausge schlafen hat.

Während dieser wichtigen und höchst erbaulichen Verhandlungen zwischen der pflichtgetreuen Hebamme und der Großmutter, trat der Großvater, just nicht ganz guter Laune, in die Stube, und als er hörte, von was die Rede war, sagte er in gebieterischem Tone: „Jetzt how is gendüil ich bin du uffgezöuie worre, bin 67 Jahr olt worre un hob nie fen Vad genunne! Drum brucht's Kind du tens; 's loscht ohneß schunn gendüil!“

Und dabei blieb's!

Das üble Wetter am Sonntag.

(Eine kurze Geschichte vom Wetter aus dem Winterhalb.)

„Weiß, heut bleib' ich daheim; 's ist gar so wüßt draußen; da stürmt's und schneit's, daß man keinen Hund vor die Thür jagen möchte!“ So sprach der Hansenbauer zu Debißweiler zu seiner Frau, welche eben von einer Krankheit sich wieder erholt hatte und das Zimmer noch hüten mußte. Er sagte solches wohl etwas zaghaft, denn er wußte, ihr war es nicht recht, wenn er sich durch's Wetter vom Kirchgang abhalten ließ. Schon manchmal hatte sie ihm vorgestellt, das sei nur eine Ausrede; man sei eben zu bequem, und wenn man rechte Lust hätte zu Gottes Wort, wäre einem das Wetter nie zu schlecht. Von ihm, dem Hansenbauer, sei dies doppelt Unrecht, denn wenn er, der Meister, das Wetter zum Vorwand nehme, dann thun's Knecht und Magd zweimal. Und doch wolle er selbst, daß die Dienstboten allsonntäglich zur Kirche gehen. — Diese Bemerkungen hatte er wohl im Gedächtniß. Jedoch sanft und freundlich, wenn gleich mit schwacher Stimme, sagte die Hausfrau: „D Hansjörg, das glaubst du selber nicht, daß heute 's Wetter zu schlecht ist, um die halbe Stunde nach Ringlingen zur Kirche zu gehen. Bei andern Sachen fragt man nicht so viel nach dem Wetter, zum Beispiel, wenn ihr Bauern nach dem Fruchtmarkt fahrt; und wenn's Saatzeit ist, da muß der Knecht mit dem Pflug hinaus, wenn's auch durcheinander stürmt und schneit und regnet, daß er kaum anflügen kann. Da wird nicht lange gefragt: ist's draußen schön oder wüßt? Aber am lieben Sonntag habt ihr Mannsleut so ein ganz besonders feines Gefühl für's Wetter, just wie

die Herren in der Stadt. — Kannst ja auch anspannen lassen! Die Pferde haben heut doch nichts zu thun; kannst dann Knecht und Magd mitnehmen und den armen krummen Schusterspeter von drüben. Der geht heute doch in die Kirche, wenn's ihm noch so schwer und sauer fällt. Ja, den da lob' ich mir! Damit er auch etwas von der Abendkirche hat, bleibt er beim Better Christian in Ringlingen über Mittag. Dort ist aber auch Raum für Dich und dein Gespann, und der gute Better behält dich herzlich gern über Mittag, wenn Du auch in die Christenlehre gehen willst. —“

Durch seines Weibes warme, freundliche Worte war der Hansenbauer schwankend geworden. Er brummte bloß in seinen Bart: „Daß die Weiber auch immer Recht haben müssen gegen uns Mannsleut!“ Die Bäuerin merkte alsbald, was in ihres Mannes Herzen vorging, und gedachte, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist. Darum fuhr sie fort: „Hat nicht unser Altvater felig so oftmal gesagt: Ohne Gottesdienst kein Sonntag, ohne Sonntag kein Segen am Werktag! Denk' nur, wie's Dem schwer geworden ist, wenn wir zur Kirche gingen, und er mußte daheim bleiben wegen seines harten Schnaufens. Wie oft sind ihm da die Thränen über die Backen gerollt! Hansjörg, das ist dein Vater gewesen! Dem ist das Wetter, so lange er so ein kräftiger Mann war wie Du, niemals zu schlecht gewesen. Aber der hat auch den 84. Psalm noch mit gutem Gewissen beten können. — Und dann denk' dran, was für Wetter gewesen ist, wie man unser Anna-meile hinausgetragen hat auf den Kirchhof. Wie hat's da gestürmt und heruntergeschüttet! Hat damals unser alter Herr Pfarrer gesagt: Heut ist mir's zu gefährlich, nach Debißweiler auf den Kirchhof zu gehen und trotz Sturm und Regen auf dem Gottesacker zu sprechen? Dem alten Herrn ist der Weg dazumal sauer genug geworden und es hat ihn hart angegriffen, wie er sich so anstrengen mußte, um uns Eltern am Grab unseres lieben einzigen Kindes zu trösten. Allein er hat an sein Amt und an uns arme Eltern gedacht! Ja, wenn die Pfarrer das schlechte Wetter auch so scheuen würden, da müßte man manchen Todten ohne Gottes Wort zu Grabe bringen, da würde man draußen in den kleinen Filialkirchen oft lange warten müssen, bis man sich wieder aus Gottes Wort erbauen könnte.

Eben wollte der Hansenbauer, eine Thräne im Auge, zur Thüre gehen, um dem Knecht zu rufen, daß er anspanne und zur Kirche fahre, da sah er durch's Fenster seinen Nachbar, den Kundenbauer, im Wamms und die Pfeife im Mund,

Über dessen Hof gehen, um nachzusehen, ob die Stallthüren und Kellerlöcher auch gut verstopft und der Brunnen gut mit Stroh umbunden wäre. Da schoß es dem Hansenbauer durch den Kopf: „Was wird der auch sagen, wenn Du heut' bei dem Wetter zur Kirche hingehst und gar hinfährst? Da heißt's gleich wieder im ganzen Ort: Der Hansenbauer ist doch ein guter Weibermann! Den hat seine Frau wieder schön zur Kirche geschickt, wo sonst Niemand vor's Haus hinaus mag!“ Und noch unter der Thüre drehte er sich wieder um und sagte: „Nein, Weib, es ist doch gar zu arg draußen!“ — Die Bäuerin, welche auch den Nachbar durch's Fenster gesehen, merkte alsbald, warum der Wind bei ihrem Mann so schnell umgeschlagen, und schwieg nun; das Zureden half doch nichts mehr. Jetzt rief der Bauer Knecht und Magd herein, holte das große, silberbeschlagene Predigtbuch von dem Himmelbett und las die Sonntagspredigt. So war es väterliche Sitte für alle, welche nicht zur Kirche kommen konnten. Aber wie nun die Predigt gelesen war, ach wie langsam verstrich der Vormittag! Der Hansenbauer wußte nicht, wie er ihn herumbringen sollte; und was wird's erst am Nachmittag werden, wo er sonst die Predigt gelesen hatte? Er setzte sich in den Großvaterstuhl; da fielen ihm seine Pferde, seine Kühe und Schafe ein, — er mußte doch einmal hinaus in den Stall und in die Scheune.

In der Scheune kamen ihm dann allerlei Rechnungsgedanken, was er wohl noch aus dem Korn lösen könnte, das auf dem Speicher lag, und wann wohl der Handelsjude die Gerste zahlen werde, die er an Martini gekauft. Es waren halt keineswegs sonntägliche Gedanken, welche bei ihm einkehrten. Allaugenblicklich sagte er: Kann man nicht bald essen? Kurz, es war heute eine ganz ungewohnte Unruhe in dem Hansenbauern, die deutlich verrieth, wie wenig er von diesem Sonntagmorgen befriedigt sei. In der Stille gestand er sich's auch: Deine Frau hat doch Recht gehabt! und schämte sich des verlorenen Sonntags.

Nach dem Essen stellte sich des Kanteweins Michel ein, der den Kalfatter, den „Schmuser“, bei allen Handeschäften machte. Er berichtete, der Jud Zacherle komme heute Mittag nach Niederreinbach in den Bären. Dort zahle derselbe den Bauern das Geld für die gekaufte Gerste. Der Kundenbauer und der Schmidbauer seien auch schon hinüber. Kaum hatte der Hansenbauer das gehört, da rief er: „Frau, bring schnell den Rock und den Regenschirm, ich muß auch hinüber und mein Geld holen!“

Da schaute die Bäuerin ihn tiefbetäubt an

und seufzte nur: Jetzt ist das Wetter nicht mehr zu schlecht, wo's das Geld gilt! —

Ja und Nein.

In einem Kirchdorfe bei Lübeck, der alten Hansestadt an der Trave, erschien jüngst vor dem Civilstands-Beamten ein schnuckes Brautpaar. Der vorsichtige Herr hatte, aus Bequemlichkeit und Ueberfluß an freier Zeit, das Protokoll zum Voraus in das Verlobungsregister eingetragen, aber zu seinem großen Schrecken und Verdruß erklärt nun der Bräutigam, daß er fest entschlossen sei, statt Ja, Nein zu sagen, denn, setzt er hinzu, er habe soeben 'was von der Braut gehört, das ihn stutzig mache und ihm das Heirathen ganz verleide. Alles Zureden hilft nichts und die entzweiten Brautleute gehen schmolend und zankend fort. Aegerlich schreitet der Civilstands-Beamte im Zimmer auf und ab, reißt sich die Stirn und simulirt, wie er sein Protokollbuch wieder in Ordnung bringen könne, das nun durch die nicht vollzogene Ehe gar arg verunstaltet ist und war doch sonst so pünktlich und säuberlich gehalten. Der Schaden wird wohl schwer gut zu machen sein.

Diese Besorgniß sollte glücklich und ganz unverhofft gehoben werden. Zur freudigen Ueberaschung des mißgelaunten Beamten tritt das kuriose Brautpaar wieder ein. Beim Fortgehen hatte die betäubte Dirne dem wetterwendischen Bräutigam ernste Vorstellungen gemacht wegen der ihr angethanen Schande und mit bitteren Thränen zu ihm gesagt: „Das war doch recht grausam und schlecht von Dir, mich so schmäzlich behandelt zu haben! Du kriegst wohl leicht 'ne andre Frau, aber mich nimmst nun, nach dem erlebten Schimpf, gewiß kein Mensch mehr und ich bleibe Zeitlebens sitzen. Das hab' ich nicht an Dir verdient!“

Dem Bräutigam wird's sichtlich weich um's Herz, und die Jungfer fährt ermutigt und recht dringend fort: „Wenn wir vor dem Herrn da drinn sagten: Du wolltest, aber ich will nicht, dann könnt' ich doch noch 'nen Mann kriegen. Wurst wider Wurst!“

„Na, meinethwegen,“ sagt der Hochzeiter, „das will ich Dir noch zu Gefallen thun, dann aber sind wir geschiedene Leute und bleiben's! Punktum!“

So kehrt denn das wunderliche Brautpaar wieder um und begrüßt nochmals den Civilstands-Beamten, wie bereits erzählt worden. „Herr, ich hab' mich eines Bessern besonnen,“ beginnt entschlossen der Bräutigam, „und will“ „Schön! schön!“ fällt ihm der Erfreute schnell

